

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 3.

Gottschee, am 4. Feber.

Jahrgang 1908.

Glaube, liebe, hoffe!

Steh fest in deinem Glauben,
Ob die Welt auch höhnt und schreit,
Lasse ihn dir niemals rauben,
Halt' ihn hoch zu jeder Zeit.

Liebe, dieser Gottestugend,
Sollst erschließen du dein Herz.
Keine Liebe ziert die Jugend,
Liebend strebe himmelwärts.

Mit dem Glauben, mit der Liebe
Geht die Hoffnung Hand in Hand —
Solchen Dreibunds reine Triebe
Führen woh' in's Himmelsland.

Arbeit und Verdienst oder Leben und Leben lassen.

Eine häufig gebrauchte Redensart lautet allbekanntlich: Leben und Leben lassen. Leben und Fortschritt sind von der Arbeit bedingt. Es muß aber ein niederdrückendes, an das Sklavenjoch erinnerndes Los sein, wenn man sich sagen müßte, daß man die Arbeit einzig nur zum Zwecke des Erwerbes für des Lebens Notdurft verrichte. Dieses traurige Gefühl bliebe auch, wenn die Arbeit lediglich und ausschließlich des irdischen Lohnes wegen geschehen müßte. Es ergibt sich darum ebenso ein Irrtum, wie eine maßlose Ueberhebung, wenn der Sozialdemokrat „Parteiapost“ Kautsky 1905 (in Nr. 257 des „Vorw.“) erklärte: „Der Lohnarbeiter verkauft seine Arbeitskraft, um davon zu leben. Die Hauptsache ist für ihn der Lohn, die Arbeit ist ihm Nebensache. Erhielte er den Lohn ohne Arbeit, würde er nichts dagegen einzuwenden haben. Der besoldete (soziald.) Vertrauensmann aber erhält seine Bezahlung, um zu arbeiten, um seine ganze

Arbeitskraft seinem Posten widmen zu können. Wenn er in der Lage dazu wäre, würde er die Partearbeit auch ohne Besoldung leisten.“

Diese falsche und obendrein großsprecherische Ansicht eines Hauptführers der Roten muß jeder nachdenkende Arbeiter, auch der sozialistische, als eine Beleidigung des Arbeiterstandes empfinden, abgesehen davon, daß auch viele Arbeitgeber ja durch Einrichtung, Oberleitung und Auffindung von Absatzgebieten mitarbeiten müssen, und das beleidigende, überhebende Moment jenes Ausspruchs hob denn auch tadelnd selbst ein sozialistisches Gewerkschaftsorgan hervor. Im verhetzenen, aber unerreichbaren sozialistischen Zukunftsstaate soll es ja zudem keinen Geldlohn und kein produzierendes Privateigentum mehr geben, sondern gleichmäßige Zuweisungen. Wenn nun der Zwang der Notwendigkeit, einen Lohn, beziehungsweise einen zur größeren Arbeitslust aneifernden höheren, zu verdienen, wegfielen, was wäre es dann mit obiger Theorie? Denn Arbeit muß jetzt und wird immer geleistet werden, weil die menschliche Gesellschaft ihrer nie entraten kann.

Da ist denn doch die Auffassung der Arbeit im Lichte des Christentums eine edlere, tröstlichere, erhebendere. Die Arbeit ist seit dem ersten Sündenfalle eine Strafe, Buße und notwendige Pflicht; der Mensch aber, der sie im Hinblick auf den Willen Gottes im Dienste des höchsten Herrn, seines Schöpfers, verrichtet, arbeitet nicht bloß, weil er im Schweitze seines Angesichtes sein Brot sich erwerben und einen irdischen Lohn sich verdienen muß, nein, der Christ arbeitet

gleichsam wie ein Freier gegenüber einem gezwungenen Sklaven, und im Zustand der Gnade verrichtet und in guter Meinung aufgeopfert ist des Christen Tagewerk wie ein ständiges Gebet, wie ein duftendes Opfer, das, wie eines irdischen Lohnes am Feierabend, so eines ewigen Lohnes am Schlusse des letzten Lebensabends sicher ist. „Die lästige, mühsame Arbeit ist eine Folge der Sünde, allein durch Gottes gütige Anordnung ist eben sie auch wieder ein fester Schild, eine kräftige Arznei gegen die Sünde“ sagt ein Schriftsteller (A. David J. S.). Kein Sträfling, sondern ein Liebling, kein Stiefkind, sondern ein Kind des Wohlgefallens ist vor Gott der arbeitende Christ, welcher Nichtstun und völliges Wohlleben auch als Reicher flieht, um nicht in toller Lust durch Hinwegsetzung über alle 10 Schranken zu verderben. Und der Gelehrte Ab. W. Wetß bemerkt in seiner Apologie des Christentums treffend: „Es ist einstimmige Lehre der größten Geistesmänner, daß Arbeitsamkeit und Berufstreue unter den christlichen Tugenden obenan stehe. Ihre Vorschriften für die sittliche Bervollkommnung der Christen sagen stets, daß kein an sich rechtmäßiger Stand, kein Berufsgeschäft, keine Arbeit ein Hindernis sei, bis zur höchsten Vollkommenheit empor zu steigen, daß jede Frömmigkeit verdächtig sei, welche der Erfüllung der Standespflichten sich hinderlich erweise, daß endlich alle, auch die höchste Tugendübung, die einer bloß aus eigener freier Wahl übernommen, hinter die von Gott, dem Gesetze und der Pflicht gebotene Berufstätigkeit zurücktreten müsse.“

Die Arbeit ist im christlichen Sinne also ein Gebot, aber hinsichtlich des ge-

durgenen Arbeiters auch ein Vertrag, der besondere Rechte und Pflichten gibt, sodaß das Christentum z. B. die Vorenthaltung des verdienten Viehlohnes, also des gerechten Lohnes, sogar als eine himmelschreiende Sünde bezeichnet. Als vertragschließender Teil hat der Arbeiter ein Recht, seine Kraft, seine Leistungsfähigkeit so gut und so teuer wie nur zulässig zu vermieten, und darum ist es gerade ein Hauptziel der christlichen Gewerkschaften, die wirtschaftlichen Existenzbedingungen ihrer Mitglieder möglichst zu bessern und zu sichern. Bindend ist für Arbeitgeber und Arbeitnehmer die oberste Pflicht der Gerechtigkeit; nicht Almosen, nicht Geschenke, nicht das bloße Existenzminimum — das frühere sozialdemokratische Dogma vom „ehernen Lohngesetz“ ist als Schwindel und Humbug auch bereits bei heutigen einsichtsvollen Sozialisten abgetan — kommen zunächst in Betracht, sondern was von Rechtswegen dem Arbeiter gebührt, der nach christlicher Denkart keine bloße Kraft und dessen Arbeitsanbot keine bloße Marktware ist, der vielmehr auch als Mensch, als zur Familiengründung und auskömmlichen Erhaltung derselben bestimmtes Gesellschaftsmitglied und als Christ einzuschätzen, auch mit Ermöglichung seiner religiösen Pflichterfüllung und kulturellen Fortbildung zu versehen ist.

Gegen diese Rechte und deren Durchführung verstößt aber der sozialdemokratische Atheismus, der Materialismus. Wer ihm als Reicher huldigt, sieht im Arbeiter nicht mehr den gleichberechtigten Mitbruder, u. nach Windthorst bedeutet der Atheismus der Massen die Gewissenlosigkeit der Massen, und die Folgerungen des sozialdemokratischen Schwindels fürchtete wohl auch der rote Führer Bebel, als er auf dem Breslauer soz. Parteitage (1895) wörtlich erklärte: „Glauben Sie doch ja nicht, daß wir die (roten) Parteiminister zum Experimentierfeld unserer Grundsätze machen könnten.“

Aber auch nach Befriedigung der Forderungen der Gerechtigkeit, der sich ja stets viele entziehen werden, bleibt zur Beglückung der Mitmenschen noch ein großes freies Feld, um Freuden zu bringen, Not und Leid zu hemmen oder zu lindern. Darum erklärte am 23. Jänner l. J. in einem Diskussionsabende des „Deutschen Vereins“ in Prag treffend der Universitätsprofessor Dr. theol. Karl Hilgenreiner: Soziale Ideen von großer Tragweite bietet das Christentum für die Sozialreform. Er hob deren drei hervor:

Die Forderung der Selbstverleugnung, die in dem vom Christentum betonten Ewigkeitsberuf des Menschen einen mächtigen Antrieb findet und die Voraussetzung eines gedeihlichen Zusammenlebens in der Gesellschaft bildet; der Gedanke von der Größe, die im sozialen Dienste liegt, der dem Charakter der Gesellschaft als eines Organismus so vollkommen gerecht wird; die Idee der allgemeinen, selbstlosen Liebe. An die Stelle des „leben und leben lassen!“, das gar leicht zum „leben und verderben lassen!“ wird, tritt dann der Grundsatz: „leben und lieben!“ — eine reiche Quelle der schönsten und sozialen Schöpfungen. Der Geist der Selbstentäußerung, des Opfer sinnes, der Liebe wird von selbst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Mittel finden, die sozialen Wunden zu heilen. Die menschliche Arbeit und die sozialen Probleme sind eben keine bloße Lohnfrage.

Für andere.

Denk immer, wie für and're
Du eine Freud' ersinnst,
Und wie du dann in Liebe
Die Mittel dazu find'st.
Dein eigen Glück vertraue
Des guten Gottes Gut,
Der weiß am besten, glaub',
Das, was dir frommt und gut.

Ein Blick in die Wirklichkeit.

Nun muß auch der vertrauenseligste Mitläufer der Sozialdemokratie sich darüber klar sein, daß die sozialdemokratische Heße wegen der Dringlichkeitsanträge über die Lebensmittelteuerung purer Schwindel war. Derselbe wurde ja auch in diesen Blättern mit Ziffern und Tatsachen nachgewiesen. Dem Geschrei der Sozialdemokraten im ganzen Lande zufolge hätte man nach dem 28. Nov. v. J. annehmen sollen, daß seit 1. Dez. oder mindestens 1. Jänner alles billiger sein müßte, wenn die Dringlichkeit ihrer bezüglichen Anträge angenommen, sie also sofort einem von ihnen gewünschten Ausschusse zugewiesen worden wären. Nur hatten aber die Christlichsozialen für noch raschere Erledigung der Anträge, Anregungen und Anfragen bezüglich der Lebensmittelteuerung durch deren sofortige Zuweisung an den landwirtschaftlichen Ausschuss vorgesorgt. Dessen Obmann, der christlichsoz. Abg. Fink, berief denn auch damals sofort eine Sitzung, und für diese wurde der sozialdemokr. Abg. Kessel zum Referenten bestellt. Der Reichsrat ist nicht geschlossen, die Diäten gehen fort, nur das Plenum hat gleichsam Pause, die Ausschüsse können fortarbeiten. Für den 14. Jänner schon hatte Abg. Fink in Würdigung der Dringlichkeit der in Frage stehenden Angelegenheit den Ausschuss zusammen berufen, damit er das Referat des Abg. Kessel entgegennehme, darüber berate und Beschluß fasse. Es muß selbst der verbissenste Gegner zugestehen, daß Abg. Fink die Sache mit

vollstem Ernste behandelt hat. Die Sozialisten mit dem — nehmen wir an wirklich Kranken — Abg. Kessel aber verhielten sich mehr als kurios: Abg. Kessel meldete sich krank. Doch krank kann ja auch ein Sozialdemokrat werden. Allein die Größe des Schwindels liegt darin, daß sich auch kein anderes der sozialdemokratischen Ausschussmitglieder des Referats, das ja jeder einzelne der sozialdemokratischen Alleswischer nach den Behauptungen ihrer Redner im November schon längst gründlich beherrschen mußte, angenommen hat; im Gegenteil, als der Ausschuss wenigstens einen Teil der Teuerungsdringlichkeitsanträge auch in Abwesenheit des „erkrankten“ Kessel in Beratung zog, obstruierten die Sozialdemokraten durch Verlassen des Beratungssaales. So dringlich war den Sozialdemokraten der Inhalt ihrer Dringlichkeitsanträge! Wer muß da die rote Teuerungsheße nicht als Schwindel erkennen? Wie würden die Judokraten im ganzen Lande wüten, wenn die Christlichsozialen im Ausschuss so gehandelt hätten? Also noch mehr! Die Sozialdemokraten suchten obigen Ausschuss sogar beschlußunfähig zu machen!

Wie ein Unglück, so pflegt auch ein Schwindel selten allein zu kommen. Hatten da die Sozialdemokraten auf ihrem Brünner Parteitage die Welt mit dem Beschluß beglückt, daß sie das Rezept zur Heilung des verhängnisvollen Nationalitätenstreits in Oesterreich in der Westentasche haben: die nationale Autonomie oder nationale Selbstverwaltung. Nun will auch die Regierung das nationale Problem lösen, und zudem stehen jetzt in Böhmen zc. die Landtagswahlen bevor. Doch was tut nun die Sozialdemokratie? Sie wirft den Brünner Parteitagsbeschluß, wie seinerzeit das freilich unsinnige eherner Lohngesetz, zum alten Blunder, vergiftet auf alle schönen Reden ihres Dr. Renner und läßt ihren einflußreichsten Flügel, die tschechische Sozialdemokratie, lustig in Prag das Gegenteil beschließen, nicht die nationale Autonomie, sondern das größte Hindernis der Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen, nämlich die volle Einheit der Landesverwaltung! So hält der sozialdemokratische Humbug die Bevölkerung zum Narren.

Im Ausland ist es bei ihr nicht anders wie im Inland. In Preußen, zumal in Berlin, setzte sich letzter Tage die Sozialdemokratie für Straßendemonstrationen zur Erringung des allgemeinen preußischen Landtagswahlrechtes ein. Bei dem Aufmarsch kam es zu Zusammenstößen mit der Polizei, da sich hiezu ja in jeder Großstadt auch der Janhagel beigefellt, und zu Verhaftungen; aber kein einziger der reichen jüdischen und nichtjüdischen roten Führer befindet sich unter den Verhafteten, weil diese bloß anheben, selbst aber nicht mittun, nicht an die Spitze treten, selbst vorsichtig sich nicht zu Kanonenfutter hergeben

Das Schwerste.

Schwer ist's Unrecht zu ertragen,
Nicht zu zürnen, nicht zu klagen;
Schwer — Verleumdung zu erleiden

Und das Hassen ganz zu meiden;
Schwer, — doch edel, die es können
Und ich will es gleich dir nennen:
Schwer — am schwersten ist zu üben
Christlich deinen Feind zu lieben.

Streiflichter.

Traurige Statistik.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas gab es voriges Jahr 16 781 konstatierte Fälle von Selbstmorden. Die Finanzkrise trieb dort auch Millionäre unter die Lebensmüden und Verzweifelnden. Diese traurige Statistik des freihheitlichen Landes wird nur noch von jener der Ehescheidungen übertroffen.

* *

Guten Appetit!

Einem sozialdemokratischen Magen — aber nicht dem der wohlgenährten Führer — wird von sauberen „Genossen“ Kurioses zugemutet. Ueber die sozialdemokratische Magdeburger Konsumbäckerei hat der früher dort beschäftigte Bäcker Wilhelm Kaiser u. a. folgendes behauptet:

Sie verwenden schmutziges schwarzes Pfannkuchenmehl, ranzige Butter, in Fäulnis übergegangene Milch, faules, stinkendes, verunreinigtes Wasser; in den Brotkörben gab es starken Schimmelpilz, aus dem „guten Topfkuchen“ strömte widerlicher Geruch, im Teige gab es oft Duzende von Maden und Teile von Mäusen, die in der Teigmaschine gerädert waren.

Der rote „Konsum“ klagte, Kaiser aber erbrachte vor dem Schöffengerichte in Magdeburg letzter Tage den Wahrheitsbeweis in vollem Umfange und wurde daher freigesprochen. Kaiser hatte die Aufdeckung gemacht, weil er über sozialdemokratische Angriffe und unberechtigte Vorwürfe gegen bürgerliche Kleinbäckereien als nunmehriger Bäcker in Magdeburg-Neustadt entrüstet war. Ähnlich verhält es sich mit dem roten Kummel für die Einfuhr amerikanischer Fleischwaren, nachdem doch den amerikanischen Schlachthäusern ärgster Schmutz, Verwendung faulen Fleisches, des Auswurfes Tügerknochen u. c. und andere ungesunde, vergiftende Manipulationen öffentlich vorgehalten und nachgewiesen wurden.

* *

Ein netter Landtagskandidat.

Fehlen und irren ist menschlich, ableugnen aber un—schön. Charaktervoll aber ist es, mutig seinen Fehler einzugestehen. Auf der liberalen Protest-Lehrerversammlung in Komotau am 28. Dez. v. J. hatte sich bekanntlich der Lehrer und radikal-freiaßdeutsche Landtagsabg. Schreiter zu dem häßlichen Satz verstriegen: „Nieder mit dem Klerikalismus, rektie Katholizismus!“ Als christlichsozialer Gegenredner hielt Herr Verbandssekretär Heint. Schmidt-Barnsdorf ihm dies vor, und Schreiter konnte nichts dagegen sagen, weil ja hunderte Zeugen da waren. Nun fand am 19. Jänner l. J. in Aussig eine ähnliche liberale Lehrer-Protestversammlung (wegen der Lueger-Rede am 5. österr. Katholikentage) statt, in welcher Herr Schmidt er-

klärte, daß diesmal ein viel sanfterer Ton von den Rednern angeschlagen worden sei, als ihn in Komotau Herr Schreiter u. c. beliebten. Und da erklärte Schreiter, Herr Schmidt sei ein Lügner, denn er habe in Komotau nicht mit obigem Satz, sondern mit den Worten geschlossen: „Heil der freien Schule, nieder mit dem Klerikalismus!“ Nun ja, nicht als letztes Wort, sondern im Verlaufe der Rede hat Herr Lehrer Schreiter den erstgenannten Satz gebraucht, was viele Zeugen eidlich bestätigen können. Gegen Schreiter wurde selbstverständlich die Klage eingereicht. Und diesen Mann soll der Landgemeindenbezirk Tetschen—Bensen—Kamnitz wählen! Herr Schreiter hat übrigens in Aussig den unsinnigen Satz gebraucht: „Wir haben nichts gegen die Religion, aber gegen den Konfessionalismus kämpfen wir!“ Was nicht gar! Das sagt ja auch Herr v. Hock. Als ob die Religion anders als in bestimmten Konfessionen existierte und existieren könnte!

Zeitgeschichte.

— **Am Marterpfahl.** In Hamburg veranstalteten kürzlich einige Schulkinder Indianerspiele. Um die Sache recht realistisch zu gestalten, mußte ein „Blasgesicht“ an den „Marterpfahl“ gebunden werden. Ein zehnjähriger Knabe wurde mit starken Bindfäden an ein Brückengeländer gebunden und dabei derart festgeschnürt, daß die Pulsadern vollständig abgebunden waren, in welcher Situation er von seinen Spielgenossen unter Aufführung „wilder Indianertänze“ geschlagen und auf allerlei Weise gepeinigt wurde, während man ihm den Mund zuhielt, um ihn am Schreien zu hindern. Nachdem diese Prozedur etwa 20 Minuten gedauert hatte, trat dem Bedauernswerten Schaum vor Mund und Nase und er verlor das Bewußtsein. Die Uebeltäter bekamen nun Angst und liefen davon. Noch zur rechten Zeit erschien der Kommandeur der Hafenspolizei auf der Bildfläche und befreite den Unglücklichen aus seiner verzweifelten Lage. Als der Junge abgeschnitten war, fiel er wie tot zur Erde. Schnell wurde ein Arzt herbeigeholt, dem es nach längeren Bemühungen gelang, den Knaben wieder ins Leben zurückzurufen, doch war der Ärmste infolge der ausgestandenen Qualen so erschöpft, daß seine Ueberführung in das Hafenskrankenhaus nötig war; nur wenige Minuten später wäre er nach Anspruchs des Arztes eine Leiche gewesen.

— **Eine ausländische Feuerwehrgeschichte.** Im August des vergangenen Jahres hatte in Rohracker bei einer Übung der freiwilligen Feuerwehr der Feuerwehrmann Stückle das Pech, den als Zuschauer anwesenden Schultheiß des Ortes mitten ins Gesicht zu spritzen. Der vor versammeltem Volke in seiner Amtswürde gekränkte Schultheiß verhängte über Stückle eine Haftstrafe von zwei Tagen. Die freiwillige Feuerwehr ihrerseits beschloß, sich für ihren Kameraden ins Zeug zu legen und erließ an den Gemeinderat eine „Interpellation“, worin es heißt: Sollte Stückle im Lauf des heutigen Tages nicht aus dem Ortsarrest entlassen

werden, so sieht sich der erste Zug veranlaßt, von heute ab zu keiner Übung mehr auszurücken. — Der Ortsvorsteher antwortete seinerseits: Den Stückle lasse ich nicht heraus, und wenn Ihr nicht mehr ausrücken wollt, dann gründe ich eine Pflichtfeuerwehr. — Die Sache wurde gleichzeitig bei der Staatsanwaltschaft rufbar, und es kam schließlich zu einer Anklage wegen Nötigung. Der Vertreter der Anklage war der Ansicht, es sei nicht bloß ein ungeschickter Zufall gewesen, daß der Wasserstrahl gerade den Schultheiß getroffen habe. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß jeder der vierzehn Angeklagten zu einer Gefängnisstrafe von drei Tagen verurteilt wurde.

— **Auf einem Floße gekreuzigt.** Ein entsetzliches Verbrechen wurde in Peking vollbracht. Vor einigen Tagen entdeckten französische Beamte ein Floß auf einem verkehrreichen Strome schwimmend, auf dem sich zwei menschliche Körper in einer sonderbaren Lage befanden. Man sandte sofort ein Boot aus, um die Angelegenheit zu untersuchen, und man fand zwei tatsächlich gekreuzigte Menschen vor. Ein Weib und ein Mann waren auf Bambusstäbe, die man in Kreuzform auf dem Floß befestigt hatte, festgenagelt, indem man große Nägel durch ihre Hände und Füße trieb. Die Untersuchung ergab, daß die beiden Unglücklichen durch Mundknebel am Hilferufen verhindert waren, und während mehrerer Tage die entsetzlichsten Martern ausgestanden haben müssen, bis sie durch den Tod erlöst worden waren. — Ein zu Häupten der beiden angebrachtes Plakat besagt, daß die Frau ihren Mann betrogen habe und daß ihr Leidensgefährte ihr Liebhaber gewesen sei. Die schwersten heidnischen Flüche wurden in der Erklärung über alle diejenigen ausgesprochen, die den Unglücklichen zu Hilfe eilen und sie befreien würden. Nur hierdurch kann es erklärt werden, daß niemand auf dem verkehrreichen Schiffswege, in dem das Floß trieb, Rettung gebracht hat. Die heidnischen Chinesen haben sich lediglich durch die angedrohten Flüche hievon abhalten lassen. — Die Frau hat anscheinend den besseren Ständen angehört, denn sie trug ein seidenes Gewand, und auch die Kleidung des Mannes deutete auf einen Menschen aus guter Lebensstellung hin. Auf der einen Ecke des Floßes fand man ein kleines Kind angebunden, das jämmerlich um Hilfe schrie; dies brachte man sofort in ein Hospital, wo es jedoch bereits nach wenigen Stunden starb. Von dem Urheber dieses schrecklichen Verbrechens fehlt jede Spur, da man die Namen der Opfer noch nicht feststellen konnte.

Gedankensplitter.

Wer alles selbst erkämpft hienieden,
Der ist mit weniger zufrieden
Als jener, dem ein reiches Los
Von ungefähr fiel in den Schoß.

* *

Die Sündenschuld und nicht die Zukunft scheu',
So lehrt der Glaube. Bleib ihm treu.

* *

Gottes Buch wird aufgeschlagen,
Treu enthält es eingetragen
Jede Tat aus diesen Tagen.

Spät erkannt.

Original-Novelle von Alinda Jacoby.

(Fortsetzung.)

„Ob von Goethe oder von Schiller, das ist meiner Ansicht nach ganz dasselbe,“ erwiderte Frau Lohenstein, ärgerlich über die abermalige Blöße, die sie gegeben hatte. „So viel steht fest, mit meiner Einwilligung ist die Tochter unseres Werkführers nicht zur Gesellschaft geladen worden. Aber das wird ja alles hinter meinem Rücken abgemacht, und mein Mann gibt Billi natürlich in allem Recht.“

„Berzähle mir, Mama, wenn ich etwas eigenmächtig gehandelt habe; ich konnte Marie nicht gut aus meinem Bekanntenkreis ausschließen,“ bat Billi mit ihrer sanften, melodischen Stimme. „Wir sind, wie Du weißt, Schulfreundinnen, ich hatte sie immer sehr lieb; und nun, da wir erwachsen sind, sollte ich mich da auf einmal hochmütig zeigen? Ich fand das Benehmen unserer Bekannten gegen das arme Mädchen heute recht lieblos und rücksichtslos. Der Staatsdünkel, der sich in unserer Gesellschaft breit macht, ist doch gewiß nicht schön, sondern vielmehr das Zeichen einer kleinlichen Gesinnung. Die wahre Noblesse erhebt sich ihres Ranges wegen nicht über andere. Soll ich ein vortreffliches Wesen, das gleiche Bildung wie ich hat, deshalb nicht als gleichberechtigt mit mir ansehen, weil es vielleicht durch seine Geburt etwas tiefer als ich steht? Ja, mehr noch, soll ich die einfachen Gesetze der Höflichkeit gegen eine Freundin verletzen?“

„Es scheint, daß Dir das Sprichwort: „Mit dem Wölfen muß man heulen“, nicht bekannt ist, versetzte Constanze achselzuckend. „Unsere Gesellschaft zieht ihre Grenzen sehr scharf; nicht um eine Linie darf man davon abweichen, wenn man nicht selbst eine hervorragende Stellung in der Welt einnimmt. Will man sich erlauben, jemanden in die Gesellschaft einzuführen, der uns an Rang nicht gleich steht, so muß man ein so hohes Ansehen genießen, daß man gewissermaßen zu den tonangebenden Personen gehört, sonst fällt man mit seinen Neuerungen gründlich durch, meine Liebe. Wir erfreuen uns aber leider keines so hohen Ansehens,“ setzte sie seufzend hinzu. „Ach, wenn wir doch das Glück hätten, zu den ersten Familien der Stadt gerechnet zu werden!“

Und warum zählt man uns nicht dazu? Sind wir nicht reich, besitzen wir nicht eine fürstliche Einrichtung, — wer von unsern Bekannten kann sich einer solchen rühmen?“ fragte Frau Lohenstein gereizt.

„Leider gibt es eine Bornehmheit, die nicht durch Reichtum und äußern Prunk ersetzt

werden kann,“ äußerte Constanze mit herbem Ausdruck. „Bah, die Welt läßt sich so sehr durch den Glanz des Goldes blenden, daß dieses allein noch fähig ist, Ansehen zu verleihen. Was nützt mir vornehme Geburt, wenn ich nicht standesgemäß leben kann! Darum halte ich auch etwas auf schöne Kleidung und schöne Einrichtung. Wie werden die jungen Damen heute unsern Silberreichtum angestaunt haben,“ fuhr sie mit kindischem Stolz fort. „Ist dieses Stück beispelweise nicht prächtig?“ Sie deutete auf eine umfangreiche Fruchtschale, die von neun in gediegenem Silber ausgeführten graziösen Gestalten schwebend emporgehalten wurde.

„Ich ärgere mich nur immer, daß es nicht zehn Figuren sind; wozu diese ungerade Zahl, die den Eindruck des Unfertigen macht?“

„Aber es sind ja die Musen,“ warf Billi ein.

„Nun ja, was schadet das?“ fragte ihre Stiefmutter mit einigem Staunen.

„Daß doch lieber gleich das Duzend vollmachen,“ spottete Constanze. „Ein Duzend Musen würde jedenfalls noch effektvoller sein, meinst Du nicht, Billi?“

Eine Dienstmädchen, das die Damen zum Abendessen rief, machte der Unterhaltung ein Ende.

Etwa eine Stunde später eilte Billi leichtfüßig die beiden Treppen hinauf, welche zum obersten Stockwerk führten. Dort wohnte in stillen, bescheidenen Verhältnissen eine unverheiratete Tante von ihr, die ältere Schwester ihres Vaters, welche früher ein liebes Mitglied der Lohenstein'schen Familie gewesen war. Als sich der Bruder des alten Fräuleins später wieder vermählte, hatte sie es vorgezogen, sich von ihm zu trennen und ihre eigene Haushaltung zu führen. Nur Lohenstein's und Billi's dringende Bitten hatten sie dazu vermocht, wenigstens bei ihnen im Hause zu wohnen. Hoch oben in den ihr überlassenen Räumen waltete sie wie ein stiller Schutzgeist, der in seiner ganzen Umgebung Segen verbreitet. Sehr selten zwar verließ die alte Dame ihre Zimmer, um hinunter zu den Verwandten zu kommen, da sie nicht mit Unrecht fürchtete, ihrer Schwägerin durch häufige Besuche lästig zu fallen; dagegen war ihr Zimmer stets ein lieber, freundlicher Zufluchtsort für jedes Mitglied der Familie, welches der Ruhe oder irgend eines Rates bedürftig war. Zu ihr flüchteten denn auch die Kinder des Hauses in allen ihren kleinen Kümernissen und Verlegenheiten; kein Mensch verstand es, besser zu trösten, zu raten und nötigenfalls zu helfen, als die Tante mit ihrem reichen, liebevollen Herzen,

ihrer klaren, richtigen Anschauung von Menschen, Verhältnissen und Dingen. Von allen jenen Feh'ern und Eigentümlichkeiten, die man, und zwar nicht ganz ohne Berechtigung, den sogenannten alten Jungfern nachsagt, war sie vollständig frei. Die Einsamkeit hatte aus ihr keines jener im Egoismus verknöcherten Wesen herangebildet, die kalt und streng auf das Handeln und Treiben ihrer Mitmenschen schauen, vielmehr hatte die Stille und Zurückgezogenheit nur dazu gedient, ihr reiches Gemüt zu vertiefen und ihre Tugenden zur schönsten Blüte zu entfalten. Voll Wärme, Teilnahme und ernster Milde ruhten ihre klaren Augen auf den Dingen der Welt, und wer ihr nahe kam, fühlte sich unwillkürlich zu ihr hingezogen, da die ungesuchte Liebenswürdigkeit und Anmut ihres Wesens zugleich für sie einnahm. Niemand aber verstand die Tante besser, wußte die edlen Vorzüge ihres Geistes und Herzens höher zu schätzen, als Billi, auf deren Erziehung und Entwicklung das alte Fräulein von jeher den größten Einfluß ausgeübt hatte. Mit einer Art jugendlichen Schwärmeret sah das junge Mädchen zu der Tante auf und erschloß ihr stets mit rückhaltlosem Vertrauen ihr Herz.

Ein freundliches Herein! vernahm Billi, als sie an der Wohnstube der Tante anklopfte.

„Guten Abend, liebe Tante!“ rief sie fröhlich und trat in das von einer Lampe traulich erhellte Zimmer, wo die zarte, etwas gebrechliche Gestalt der alten Dame in einem Lehnstuhl ruhte. Sie war, wie es schien, in ein Buch vertieft, das vor ihr auf dem Tische lag.

Bei Billi's Eintritt hob sie den Kopf, und ein freudiges Lächeln zuckte über das stille, bleiche Antlitz, das unverkennbar tiefe Herzensgüte, gepaart mit einem scharfen Verstand, widerspiegelte.

„Guten Abend, mein liebes Kind! Es ist schön, daß Du noch ein wenig zu mir kommst, ich habe mich den ganzen Tag nach Dir gelehnt,“ sagte sie in herzlichem Tone, während ihre sanften dunklen Augen liebevoll zu der jugendlichen Nichte hinüberschauten.

Das kleine teppichbelegte Gemach mit seiner einfachen, aber freundlichen Ausstattung machte den Eindruck angenehmster Behaglichkeit. Blühende Topfgewächse und sorglich gepflegte Blattpflanzen füllten die Fensterbänke; in einem Messingkäfig schlief ein goldgelber Kanarienvogel, der am Tage den hellen Raum mit seinem melodischen Gesange zu beleben pflegte. Ein Bild der vollendetsten Gemütlichkeit und Friedfertigkeit bot dessen natürliche Feindin, eine

große, schwarze Rahe, die sich unter der Leitung ihrer Herrin allmählich so viel Erziehung angeeignet hatte, um das Dasein des gefiederten kleinen Sängers nicht zu stören. Sie hatte es sich auf einer Seitenlehne des Sessels ihrer Gebieterin bequem gemacht; mit rund eingezogenen Samtpfötchen und grazios darum geschlungenem Schweife ruhte sie schnurrend da und blinzelte schläfrig in's Licht.

„Ich wäre sehr gerne schon heute Nachmittag zu Dir gekommen,“ entschuldigte sich Billi, „aber ich konnte mich mit dem besten Willen nicht frei machen, da wir Besuch hatten. Ach, Tantchen, es ist doch nirgends so hübsch und gemütlich wie hier bei Dir in der trauten Stube, wo alles Friede und Ruhe atmet, von schnurrenden Mohr an bis zum süß schlummern den Hänschen in seinem Käfig.“ Dabei ließ sie sich auf einen Schemel zu Füßen der alten Dame nieder und streichelte zärtlich deren Hand.

„Und das soll ich Dir auf Dein Wort glauben, Du kleines Schmeichelkätzchen,“ lächelte die Tante, während ihre Rechte lieblosend über das seideweiche Haar hinglitt. „Im heitern Kreise Deiner Freundinnen wirfst Du die alte Tante wenig vermisst haben.“

„Gerade im Gegentheil, ich habe mich heute vielmehr recht innig aus der Gesellschaft fort zu Dir gesehnt; denn eine Stunde in Deiner anregenden Nähe ist mir lieber, als ein ganzer Nachmittag, den ich in oberflächlicher, geistloser Unterhaltung zu verbringen gezwungen bin.“

„Worüber habt Ihr Euch denn unterhalten, mein Kind?“

„Nun, worüber junge Mädchen meistens zu plaudern pflegen. Toilettefragen wurden mit größter Wichtigkeit behandelt, Konzerte, Gesellschaften, Bälle besprochen — ja richtig, Tantchen, daß ich's nicht vergeesse, Morgen ist große Tanzgesellschaft bei Geheimrat Hoffmann, zu der wir auch eingeladen sind. Mir ist jetzt schon bange für morgen Abend.“

„Warum denn bange, Billi?“

„Ja, Dir das zu sagen, fürchte ich mich eigentlich: denn ich weiß, daß Du mich schelten wirst. Komm, Herzenstante, laß mich Dir's in's Ohr flüstern.“ — Sie umschloß mit ihren kleinen Händen den Kopf der Tante, beugte ihm zu sich nieder und sagte ganz leise: „Ich fürchte, Constanze wird mich durch ihre Schönheit morgen wieder so verdunkeln, daß man mich wie gewöhnlich ganz neben ihr übersehen wird.“

„Kind, Kind,“ erwiderte die Tante mit sanftem Vorwurf, „es betrübt mich recht, daß Du diese Schwäche noch immer nicht

ganz überwunden hast. Gönne doch Deiner Schwester ihre gesellschaftlichen Triumphe und sei zufrieden mit der bescheidenen Stellung, welche der liebe Gott Dir in der Welt angewiesen hat. Er kennt das menschliche Herz mit seinen Irrtümern und Schwächen und weiß recht wohl, was er tut, wenn er Deiner Eitelkeit und Deinem Stolze nicht allzubiel Nahrung gibt. Hätte man Dich stets so umschmeichelt und umworben wie Constanze, wer weiß, vielleicht wärst Du dann ein recht eingebildetes und unleidliches Geschöpf geworden; vielleicht auch hätten die Eitelkeiten der Welt Dich so umstrickt, daß Deine Seele für höhere Regungen unzugänglich geworden wäre.“

Billi barg das Köpfchen an der Tante Schulter und flüsterte beschämt: „Du hast ganz Recht; es ist vielleicht eine Gnade für mich, daß ich stets gegen Constanze etwas zurückgesetzt und durch Huldigungen nicht allzusehr verwöhnt wurde. Ich will es Dir nur gestehen: ich habe recht viel Anlage zum Stolz. Mit Deiner Hilfe arbeite ich zwar ernstlich an der Besserung meines Charakters, aber trotzdem kann ich es nicht verhindern, daß das törichte, rebellische Herz zuweilen schmerzlich aufzuckt, wenn ich immer wieder und wieder bemerke, wie man mich neben meiner schönen Schwester kaum einer Beachtung wert hält. Dazu kommt noch,“ fuhr sie zögernd fort, „daß ich Morgen aus besonderen Gründen den Wunsch hege, nicht in den Schatten gedrängt zu werden, sondern auch einmal zu gefallen.“

Ein leises Lächeln spielte um die Lippen des alten Fräuleins. „Darf ich den Grund nicht wissen, mein Kind?“ fragte sie liebevoll, indem sie sich zu Billi niederbeugte und mit den klaren Augen halb teilnahmsvoll, halb neckisch auf sie blickte.

Billi hatte die Wimpern gesenkt, und ein höheres Rot übergieß ihr zartes Gesichtchen. „Du weißt, Tante Bina, daß ich nie ein Geheimnis vor Dir habe,“ antwortete sie leise, „so will ich denn auch diesmal ganz offen gegen Dich sein. Ich habe neulich im Konzert einen jungen Mann wiedergesehen, der — der mir ein lebhaftes Interesse einflößte.“

Wieder zuckte ein flüchtiges Lächeln über der Tante Gesicht. „Das ist ja ein förmlich beunruhigendes Geständnis, davon hast Du mir ja bisher niemals etwas erzählt. Wo hast Du denn den jungen Mann kennen gelernt?“ fragte sie.

„Eigentlich gar nicht, wenigstens wurde er mir niemals vorgestellt; nur einmal im Leben habe ich ein paar Worte mit ihm gewechselt,“ entgegnete Billi stockend.

„Und da hast Du, törichtes Kind, Dich

gleich Hals über Kopf in ihn verliebt?“ erkundigte sich die Tante mit leichtem Kopfschütteln.

„Nein, höre nur, wie das kam. Als ich im vorigen Sommer einige Tage bei Onkel Oberförster in S. zu Besuch war, fiel mir ein Band Gedichte in die Hände, der mich durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls, sowie durch edlen Gedankenreichtum ungemein gefesselt. Ich begeisterte mich für das Buch und sprach dem Onkel meine Verwunderung darüber aus, daß mir der Name des Verfassers unbekannt sei. Da meinte der Onkel, das sei ganz natürlich, da die Gedichte erst kürzlich veröffentlicht worden seien. Der talentvolle Dichter sei Jurist, ein junger Mann, der sich mit der schönen Literatur nur in seinen Mußestunden beschäftigte. Augenblicklich sei er hier bei seiner Tante, der Frau von Wernicke, zu Besuch. Es sei sehr leicht möglich, daß ich nächstens seine persönliche Bekanntschaft mache.“ — Sie machte eine kleine Pause und schaute, wie in süße Erinnerung verloren, lächelnd vor sich nieder. „Du kannst Dir denken,“ fuhr sie gleich darauf fort, „daß ich ein hohes Interesse für den Verfasser jener Geist und Gemüt atmenden Verse empfand und ihn gar zu gern kennen gelernt hätte. Seine Tante, die verwitwete Freifrau von Wernicke, wohnte dem Hause meines Onkels gerade gegenüber, so daß ich zuweilen Gelegenheit hatte, den schwarzlockigen jungen Juristen vom Fenster aus zu beobachten.“

„Aha, ich verstehe,“ warf die Tante launisch ein, „Du schautest hinüber, er herüber, und da entspann sich mittlerweile in Deinem törichtem, phantastischen Köpfchen so ein kleiner Roman, der — —“

„Nein, o nein!“ unterbrach Billi sie mit mädchenhaftem Erröten, ich glaube, er hat mich gar nicht bemerkt; denn ich spähte immer nur ganz verstohlen hinter den Vorhängen nach ihm. Einmal jedoch als ich im Garten war, sah ich ihn von ferne auf der Straße kommen; da lief ich schnell in die Laube, um ihn heimlich zu beobachten, aber das Unglück wollte, daß er, als er ganz in meine Nähe gelangt war, zu meinem Versteck aufschaute. Ich war töricht genug, hastig meinen Kopf zurückzuziehen; dabei blieb ich mit meiner Bernsteinkette an einem Zweige hängen, die Schnur zerriß, und ein Regen von Perlen strömte auf den Assessor herab. Er bückte sich lächelnd, laß die Perlen sorgfältig auf und reichte sie mir, indem er scherzhaft sagte: Perlen bedeuten Tränen. Wenn ich aber abergläubisch wäre, würde ich diese unerbitterte Perlenüberschüttung als ein ungünstiges Omen für mich ansehen.“ Ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwidert

habe, aber es muß etwas sehr Dummes gewesen sein, denn ich befand mich in einer grenzenlosen Verlegenheit und fühlte, wie mir alles Blut zum Kopfe strömte. Mit einer linkschen Verbeugung stürmte ich davon, so rasch mich meine Füße trugen; ich glaube, daß ich ihm nicht einmal für seine Hilfeleistung gedankt habe. Er hat gewiß über das unbeholfene, törichte Ding recht gelacht. Am andern Tage reiste ich ab und habe den Assessor nicht wiedergesehen, bis kürzlich bei dem Wohltätigkeitskonzert, in welchem Constanze mitgewirkt hat. Ich erkannte ihn gleich; hätte er auch nicht neben seinem Vetter, dem Husarenleutnant von Bernicke, gestanden, so hätte ich mich doch sofort seines Gesichtes wieder erinnert; denn ich habe täglich an ihn gedacht. Ach, Tanten, und nun werde ich ihn Morgen auf dem Baller sehen — vielleicht wird er mit mir tanzen, und da möchte ich — —"

"Da möchtest Du den ungünstigen Eindruck gerne wieder verwischen, den er von Dir empfangen hat," ergänzte die alte Dame lächelnd, als Lilli stockte.

"Ja, Tante, wenn es mir nur gelingt, neben Constanze auch ein wenig zur Geltung zu kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1.—15. Feber.)

1. Samstag. Ignaz, Bisch. u. Mart. († 107); Ephraim der Syrer, Kirchenlehrer († 380). — Sonnenaufgang 7 Uhr 38 Min., Untergang 4 Uhr 50 Min. Tageslänge 9 St. 12 Min.

2. Sonntag. Maria Lichtmeß. Kornelius, Hauptmann und Bischof († 1. Jahrh.). Festevangelium (Luk. 2, 22—32): Maria bringt der Vorderschrift des Gesetzes gemäß, das zwar auf sie keine Anwendung hatte, bei der Darstellung Jesu im Tempel das Opfer der Armen; Simeon preist voll Freuden das Jesukind als das Licht der Völker. — Sonntagsevangelium (Matth. 8, 23—27): Jesus gebietet dem Sturme auf dem Meere und tadelt die Kleingläubigkeit der Jünger.

☉ Neumond um 9 Uhr 34 Min.

3. Montag. Blasius, Bischof und Mart. († 316); Gosbert, Bischof († 859); Ansgar (Oskar) Erzb. († 865). — 4. Dienstag. Veronika, Bef. († um 70); Andreas Corsini, Bischof († 1373); Ababanus Maurus, Erzb. († 856). — 5. Mittwoch. Agatha, Jungfr. und Mart. († 304); Adelheid, Abtissin († 1015); 26 japanischen Martyrer († 1597). — 6. Donnerstag. Dorothea, Jgf. und Mart. († 304); Titus, Bischof († 98); Amand, Bisch. († 675). — 7. Freitag. Romuald, Ordensstifter († 1027); Richard, König († 722). — 8. Samstag. Johann v. Matha, Ordensstifter († 1213).

9. Sonntag. Apollonia, Jungfr. und Mart. († 249); Alto, Abt († 760); Cyrillus v. Alexandrien († 344). Evangelium (Matth. 13, 21—30): Jesus erzählt das Gleichnis vom Manne, der guten Samen säet. Während die Leute aber schliefen, kam der Feind und säete Unkraut. ☉ Erstes Viertel um 5 Uhr 25 Min. morg.

10. Montag. Scholastika, Jungfr. († 542); Wilhelm, Erzb. († 1175). Sonnenaufgang um

7 Uhr 22 Min., Untergang um 5 Uhr 5 Min., Tageslänge 9 St. 43 Min. — 11. Dienstag. (Fest der Unbefleckten in Lourdes) Adolf, Bisch. von Osnabrück († 1224); Desiderius, Bischof u. Mart. († 608); 7 hl. Stifter des Servitenordens. — 12. Mittwoch. Gulalia, Jungfr. und Mart. († 403); Reginald, Bef. († 1220). — 13. Donnerstag. Katharina v. Ricci, Jungfr. († 1589); Gregor II. († 731); Castor, Priester († 379); Eberhard, Bef. († 1237). — 1. Freitag. Valentin, Bischof und Mart. († 29); Antonin, Abt († 830); Bruno, Bischof († 1009). — 15. Samstag. Faustina und Jovita, Mart. († 121); Walafrid, Abt.

Die hl. Apollonia,

Jungfrau und Martyrin (249).

Eine in der Kirche hochgefeierte heldenmütige Jungfrau ist die hl. Apollonia, die auch unserer glaubenschwachen Zeit als hehres Beispiel des Glaubensmutes vor Augen gestellt zu werden verdient.

Die Geschichte des Martertums dieser Heiligen berichtet uns Dionysius von Alexandrien, welcher damals Bischof war, als Apollonia den Martertod erlitt. Apollonia war eine Jungfrau aus edlem Geschlechte in Alexandrien und hatte als Waise den Reichtum ihrer Eltern geerbt. Sie war eine Christin und verwendete ihr Vermögen in der christlichsten Weise, war unerschöpflich in der Freigebigkeit gegen Arme, Kranke und Notleidende und wegen ihres stillen reinen Tugendwandels und christlichen Lebens angesehen in der ganzen Stadt Alexandrien. Im Jahre 249 entstand nun in dieser Stadt eine blutige, vom heidnischen Pöbel ausgegangene Christenverfolgung. Heidnische Wahrsager, welche durch das rasche Wachstum der christlichen Kirche zu Alexandrien sich in ihrer Kunst bedroht sahen, reizten den Pöbel auf, indem sie den Zorn der Götter über die Stadt verkündeten, weil die Christen die Götter verachten und leugnen. Der Pöbel fiel nun über die Christen her und viele erlitten den Martertod; andere flohen, und vermochten nur ihr nacktes Leben zu retten. Die Wut des Pöbels richtete sich insbesondere gegen die bereits im vorgerückten Alter stehende christliche Jungfrau Apollonia, welche auf der Straße überfallen und mißhandelt wurde. Ein fanatischer Heide schlug die Jungfrau so heftig ins Gesicht, daß ihr alle Zähne zerbrachen. Dies gab Veranlassung, daß die an Zahnschmerzen Leidenden gerade die hl. Apollonia um ihre Fürsprache bei Gott zu bitten pflegten. Doch diese erste rohe Mißhandlung genügte den Wüterichen nicht, sondern sie bedrohten die fromme Jungfrau mit dem Feuertode, wenn sie Christum nicht verleugne und lästere. Die Jungfrau blickte gegen Himmel und schien sich einige Augenblicke zu bedenken, was sie aber nur tat, um sich im Gebete vor Gott zu sammeln und Gott um Kraft anzuflehen. Der heidnische Haufe harrte, was die zarte Jungfrau angesichts des bereits auflohernden Scheiterhaufens tun werde. Nach kurzem Gebete aber sprang Apollonia, wie von höherer Macht getragen, in die Flammen des Scheiterhaufens, wo sie bald ihre heldenmütige Seele in die Hände ihres Gottes, für den sie das Leben hin-

opferte, aushauchte. Daß Apollonia sich selbst in die Flammen stürzte, ist keineswegs als Selbstmord aufzufassen; denn Apollonia hatte nur die Wahl zwischen dem Scheiterhaufen und dem Abfall vom Christentum und sie tat nur, was ihr ohnedies bevorstand, nachdem sie Christum nicht verleugnen wollte, wie ja auch andere heilige Martyrer selbst den wilden Tieren, denen sie vorgeworfen werden sollten, selbst entgegen gingen, ohne sich erst mit Gewalt den Bestien vorwerfen zu lassen. Der Heldenmut der hl. Apollonia wurde mit Recht von allen christlichen Jahrhunderten angestaunt und soll uns eine Mahnung sein, wenigstens die geringen Unannehmlichkeiten, die wir unseres hl. katholischen Glaubens willen zu erdulden haben, ohne Menschenfurcht und mit glaubensstarkem Herzen auf uns zu nehmen.

Gott ist mit im Schiffe.

H. Es war in einer bedrängten Stunde des Jahres 1896, da kniete der hochselige Papst Leo XIII. einsam und allein vor dem Grabe der Apostelfürsten. Wie er so die Stürme erwog, die von allen Seiten das Schifflein Petri umtosen, das Treiben der Bösen, den Uebermut der Gottlosen, das versteckte Bohren und Graben zahlloser Maulwürfe, die offenen schreienden Ungerechtigkeiten und den Verlust so vieler unsterblicher Seelen, da rang sich aus seiner schmerzbelegten Brust ein Gebet zum Himmel um Hilfe und Erbarmen: „Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Es schäumen die Wogen, es brüllt der Sturm, es raset das Meer, es gähnet der Abgrund, die Schrecken der Nacht umstürmen das Schiff! Rette uns! Herr Jesu!“ — Es ist der gleiche Hilferuf, den die Jünger erhoben, als das Schifflein auf dem Galiläischen Meere von einem Sturme überrascht wurde: Herr hilf uns, wir gehen zu Grunde! Aber der Heiland, Gott war mit im Schiffe, er stand auf, gebot dem Sturm und — es ward eine große Stille über den Wässern. — So meldet das Evangelium St. Matthäi am 4. Sonntag nach Epiphanie, der heuer mit Mariä Lichtmeß zusammentrifft.

Auch für dich, lieber Christ, ist dieses Evangelium geschrieben. Du fährst ja auch auf einem gebrechlichen Schifflein über die Wässer dieses Lebens dem Gestade der Ewigkeit zu. Wundere dich nicht, wenn während dieser Fahrt auch allerlei über dich kommen wird, was dir gar nicht gefällt — oder vielleicht kannst du jetzt schon ein Lied singen von überlebten Stürmen und durchgemachten Trübsalen. Das ist nun einmal der Weltlauf: Kommt einmal Glück, es kommen sicher fünf Sturmwinde darnach. Was dir aber dann am meisten not tut in solch widrigen Wechselfällen, das ist Gottvertrauen, starkes Gottvertrauen! Gott ist mit deinem Schifflein, er läßt dich wohl sinken, aber nicht extrinken!

Warum auch in Stunden der Not nicht auf Gott bauen und vertrauen? Gott ist doch immer derselbe, ewig sich gleich an Macht, Güte, Treue und Barmherzigkeit. Tausend Jahre sind vor ihm, wie das ver-

flössene Gestern, und er währt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Warum denn lieber zuerst auf Menschen rechnen, bei hinfälligen Geschöpfen Trost und Hilfe suchen, warum erst dann, wenn einem das Wasser der Trübsal bis an den Mund heranreicht, zu Gott den Blick erheben? Und doch ist es Gott so wohlgefällig, wenn wir recht kindlich zu ihm rufen. Damit bekennen und anerkennen wir seine unbegrenzten Vollkommenheiten, huldigen ihm, loben, ehren ihn den Schöpfer aller Dinge und Gesetze, und das steht uns armen Kreaturen gar wohl an. Und so groß unser Vertrauen, so viel Segen schöpfen wir dann aus dem unermesslichen Meer der Erbarmung. Wahrlich, Herr, du bist unsere Zuflucht von Geschlecht zu Geschlecht. Können wir zagen, zweifeln, mißtrauen? Wer dem zärtlich liebenden Vater mißtraut, ist sein Kind nicht. O so wende dich, du Allgütiger, immerdar uns zu in Kampf, Unruhe, Not und Tod!

Gott ist mit im Schiffe! Ja, es könnte einem schon der Mut sinken, wenn man zurückblickt auf die vergangene Lebenszeit! Wieviel verlorene Zeit! Wieviel Böses das ich getan! Wieviel Gutes, das unterblieben! Was müßte nicht alles noch geschehen, wieviel gibt es noch zu vergüten, wieviel noch zu erringen! Und dann, wenn ich erst vorwärts schaue! Meine Schwäche und Unbeständigkeit und Laueheit! — Aber sei getroßt und vertraue auf deinen Gott aus ganzem Herzen. Verzagen und mutlos werden macht nichts mehr gut am Vergangenen und schadet nur der Zukunft. Aber Gottes Gnade ist immer noch mächtig genug, dich zu unterstützen, wenn du guten Willen hast, und dich zum Ziele zu führen, und seine Verheißungen, daß er jene nicht verlassen werde, die ihm vertrauen und auf ihn hoffen, werden auch in Erfüllung gehen. „Ich bin der Herr und ändere mich nicht.“ (Mat. 3, 6). Getroßt! Gott ist mit dir!

Gott ist mit im Schiffe! — Trübsal und Not sind als ungebetene Gäste in dein Haus eingezogen und du wunderst dich, daß du allein da stehst. Keine mitleidige Seele nahet sich dir, um deine Tränen zu trocknen, kein Herz öffnet sich dir, in welches du deinen Kummer ausschütten könntest. Gott und Menschen scheinen von dir gewichen zu sein und überall begegnet dir nur Kälte. O beruhige dich nur, der alte Gott lebt noch und schläft nicht. Er versalzt dir dein Leben, daß du dich umso mehr nach dem heiligen Feierabend sehnest. Uebe nur die kostbarste Kunst: was Gott, wie Gott, und weil Gott will!

Gott ist mit im Schiffe! — Du Armer, siehst die Schwalbe oder den Sperling, der seiner Brut Nahrung zuträgt, denkst vielleicht voll ängstlicher Sorge an deine Kleinen und sprichst: Wie glücklich leben die Vögel des Himmels unter dem Schutze des Herrn! Aber ich, ich bin nicht so glücklich wie der Sperling. bringe kaum das Brot für meine Kinder auf, immer ist die Notdurft bei mir zu Tisch als Gast. — Getroßt dich, Gott gibt gewiß nicht mehr Frost als Kleider, und der frommen Menschen Sorgen

nimmt er auf sich. „Verkauft man nicht 5 Sperlinge um 2 Pfennige?“ Und nicht einer von ihnen ist vergessen vor Gott.“ (Luk. 12, 6) Um wieviel weniger vergißt er seine Kinder, die zu ihm als Vater rufen. Der Herr schläft nicht, daß du ihn mit vielen Worten erst aufwecken müßtest, das Gebet des Armen dringt durch die Wolken. Vertrau auf Gott und laß ihn walten, er wird dich wunderbar erhalten! —

Gott ist mit im Schiffe! — Ein guter Christ ist seiner Kirche mit Treue und Wärme zugetan, er freut sich mit der frohen, er trauert mit der trauernden Mutter. Es tut ihm aufrichtig wehe, wenn er sehen muß, wie sie von ihren Feinden mit grimmigem Haß verfolgt und bekämpft wird, wie ihre Hirten und Gläubigen verachtet und verspottet werden, wie sie ihrer angestammten Güter und Rechte frech beraubt wird, wie es zur Stunde in Frankreich der Fall ist. Es darf dir gewiß nicht gleichgültig sein, was in einem andern Lande mit der Kirche vorgeht. Unsere Kirche ist eine Weltkirche, ihr Dom wölbt sich über das ganze Erdenrund, und wo ein Glied verletzt wird, da fühlt der ganze Körper mit. — Ein gewaltiger Sturm ist über die Kirche Frankreichs hingebraust, er hat viele Trümmer und Ruinen geschaffen und noch ist kein Absehen, keine Ruhe. Man möchte auch meinen, der liebe Gott schlafe im Schiffslein der gallischen Kirche. Aber Mut, Gottvertrauen! „Der Rächergott, der Herr, der Rächergott tritt auf mit Freimut.“ Er, welcher gesprochen: „Mein ist die Rache und ich vergelte zur rechten Zeit“ — er ist kein anderer geworden. Wie sollte und könnte er seines Volkes Jammer ungerührt ansehen. Oja, Herr, erhebe dich, der du Richter bist auf Erden: Habe ein Einsehen in das Treiben der Bösen, wie „sie unterschämt großsprechen, ruchlos reden und ob ihrer Erfolge prahlen.“ (Psalm 93, 3.) Vertrauen wir auf Gott! Es wird eines Tages seine furchtbare Richterherrlichkeit offenbar werden, wie es auch anderen Staaten ergangen ist, die sich freventlich gegen Gott und seine Kirche erhoben. Der Triumph des Unrechtes ist kurz, dauert nur so lang, bis die Gerechtigkeit sich zum Gerichte erhebt. —

Lieber Christ! Wenn dich Trübsal heimgesucht, so darfst du gewiß klagen, Tränen und Klagen sind kein Verbrechen, man darf selbst die Leiden von sich weisen, vorausgesetzt, daß es in Sanftmut und Liebe geschehe. Mit dem leidenden Heiland darf man sagen: Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Aber das Herz muß leise hinzufügen: aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Klage, wenn es dir Erleichterung bringen kann, aber murre nicht und sprich nicht stolz: warum dies oder das? Denn das Murren würde dich, ohne den Schmerz zu lindern, doch nur strafbar machen. Gott haßt die Murrer, weil das Murren eine Auflehnung gegen seinen heiligen Willen ist. Er ist der Herr und er liebt nicht die, welche über seine Anordnungen zornig rechten wollen. Die ganze Welt, sagt der heilige

Augustin, ist ein großer Schmelztiegel, in welchem der Gerechte dem Golde, der Gottlose dem Stroh gleicht. Durch ein und dasselbe Feuer wird der Gerechte gereinigt, und er wird verherrlicht in Beiden, in dem einen durch seine Barmherzigkeit, in dem anderen durch seine Gerechtigkeit.

So schreite denn getroßt voran, o Christ! Du hörst die Stimme deines Gottes. Wirf dich ihm in die Arme, er wird dir wahrhaft Vater sein, dich behüten, leiten und zum ersehnten Ziele führen. Gott ist mit dir auf deiner Fahrt!

Rechtstunde.

Verbotene Spiele. Von kompetenter Seite wurde entschieden, daß das beim Auspielen von Verkaufsgegenständen in Gasthäusern und anderen öffentlichen Orten häufig vorkommende „Grad oder Ungrad“ sowie das „Hoch- und Nieder“-Spiel nicht als eine Lottogefallsübertretung, sondern als ein verbotenes Spiel zu betrachten ist, das nach § 522 des allgemeinen Strafgesetzes der Bestrafung unterliegt.

„Schmähung“ oder „Verspottung“. Nach einem Erkenntnisse des k. k. Obersten Gerichts- und Kassationshofes ist Schmähung (§ 491 des Strafgesetzes) ein gegen den Charakter des Geschmähten gerichteter Tadel, dem das Urtheil zugrunde liegt, derselbe sei entehrender Handlungen fähig oder habe solche begangen. Verspottung dagegen ist die Hervorhebung körperlicher oder geistiger Gebrechen, um jemand in der öffentlichen Meinung lächerlich zu machen.

Heimgelenktet.

Die „Eichsfelder Volksblätter“ bringen nachfolgenden ergötzlichen Vorfalle zur Veröffentlichung: Auf dem Bahnhofe einer Großstadt ging es recht lebhaft zu. Eine ganze Anzahl Reisender drängte nach der Kasse, um eine Fahrkarte zu lösen. Da kam ein junger Mensch; einen Augenblick später ein alter Geistlicher, der in großer Eile, ohne auf die übrigen zu achten, vor die Reihe treten konnte. — Von einem Diener höflich gemahnt, zog er sich sofort zurück und nahm seinen Platz hinter dem jungen Menschen ein, der vor ihm gekommen war. — „He“, sagte der junge Mensch mit höhnischer Stimme, „auch Sie müssen sich in Reihe und Glied stellen und warten, bis die vor Ihnen Stehenden abgefertigt sind. Hier geht es gerade wie vor dem Beichtstuhle, wo alle, mit dem Gelde für Ew. Hochwürden in der Hand, warten müssen, bis die Reihe an sie kommt!“ — „Wollet Ihr vielleicht sagen,“ fragte da der alte Geistliche, „daß Ihr bisweilen dem Priester im Beichtstuhl Geld gegeben habt?“ „Allerdings,“ antwortete jener böshaft, „allerdings und nicht bloß einmal.“ „Dann“, fuhr der Geistliche fort, „spricht bitte weniger davon und nicht so laut vor allen Leuten. Man weiß ja, daß dem Priester im Beichtstuhl nur diejenigen Leute Geld bringen, die es gestohlen haben und es wieder zurückgeben wollen.“ Auf diese Antwort folgte lautes Beifallsgelächter der Umstehenden, der junge Mensch wurde aber ganz kleinlaut und wünschte sich tausend Meilen weg.

Die kleine Erfrischung.

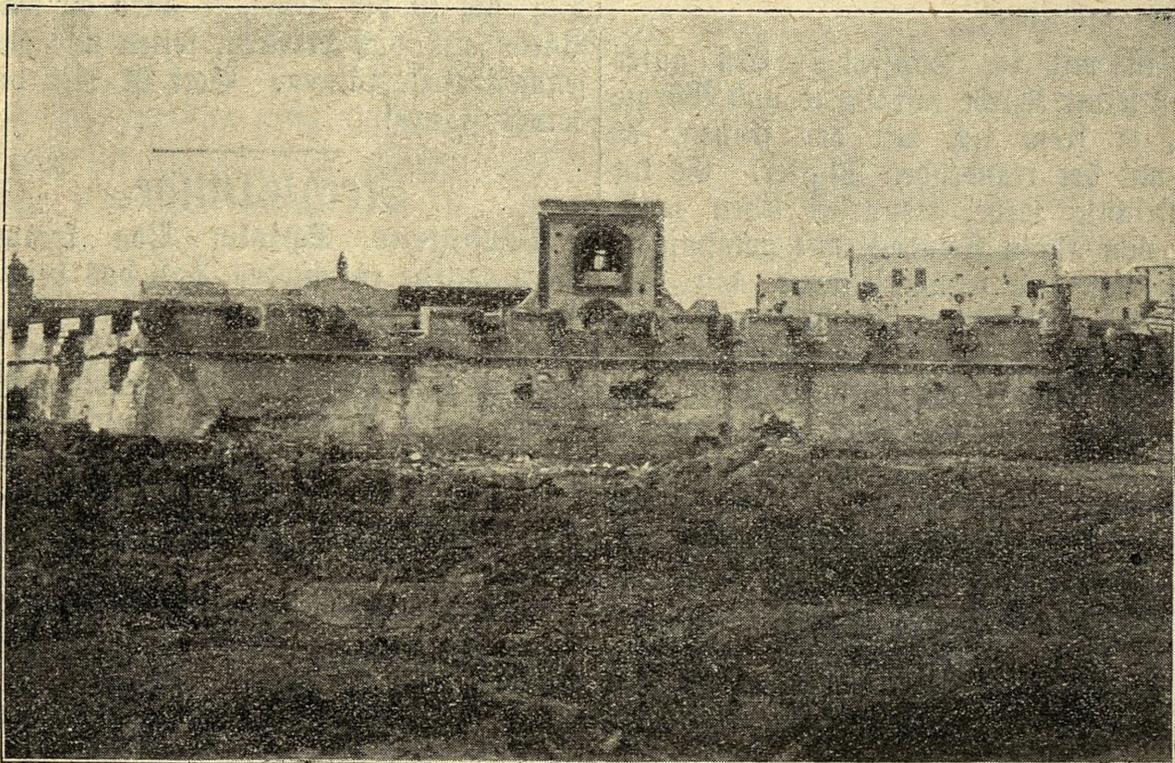
In Schwarzenborn wurde der Kurfürst erwartet. Er hatte hinschreiben lassen, daß er alle Empfangsfeierlichkeiten ablehne, nur eine kleine Erfrischung wollte er annehmen. Diese Willensäußerung verursachte den Schwarzenhörnern kein geringes Kopfzerbrechen, denn diese lieben Leute hatten ihre Vorbilder in

unterhaltend, war der Kurfürst auf dem Marktplatz angelangt, auf etwa vierzig Schritte Entfernung von der Feuerspritze. Die Pöller krachten, die Häupter entblöhten sich und donnernd erschallte der Jubelruf: „Vivat hoch, der Herr Kurfürst soll leben!“ Mitten im Hochrufen kommandierte der Schulze: „Fertig! Los!“ Und es ging los; als ob

lassen. Was aus all den Dingen in Marokko noch werden wird, weiß niemand. Vielleicht gar noch ein neuer Streit zwischen Frankreich und Deutschland, um den fetten Bissen, der dort etwa zu holen wäre. Der Gegenseultan Muley Hafid hat seit seiner Proklamierung schon 6mal Hochzeit gehalten. Wohl will er sich eine große geneigte Verwandtschaft beilegen, um seinen Einfluß zu vergrößern. Seine Anhänger murren aber schon, daß er nur Geld sammle, um Feste zu feiern. Die Marokkaner sind fanatische Mohammedaner und haben die Vielweiberei. Darum taugen sie aber auch nichts!

Was geht das mich an!

Der Kriegsrat West lebte in Breslau und war seit dem Tode seiner Frau trübsinnig. Er kehrte an einem rauhen Wintertage von einer Reise zurück. Einige Meilen von Breslau entfernt fand er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, um welchen sich drei Herren und eine Frau befanden, die beschäftigt waren, das Fuhrwerk notdürftig wieder herzurichten. Herr West hätte in seinem Wagen ganz bequem zwei Personen aufnehmen können, er tat es aber nicht, weil er vielleicht eine halbe Stunde später nachhause gekommen wäre. Er fuhr vorüber und nahm nur den Auftrag entgegen, in ein Wirtshaus zu schicken, um warme Zimmer zu bestellen. Er kam nachhause und fand seine Frau, die er leidend verlassen, noch immer kränklich, doch hatte sich ihr Zustand nicht verschlimmert. Der Kriegsrat machte es sich behaglich, erinnerte sich auch einen Augenblick an den Auftrag der Zimmerbestellung. „Was geht es mich an,“ dachte er aber und schickte nicht ins Gasthaus. In der Nacht bemäch-



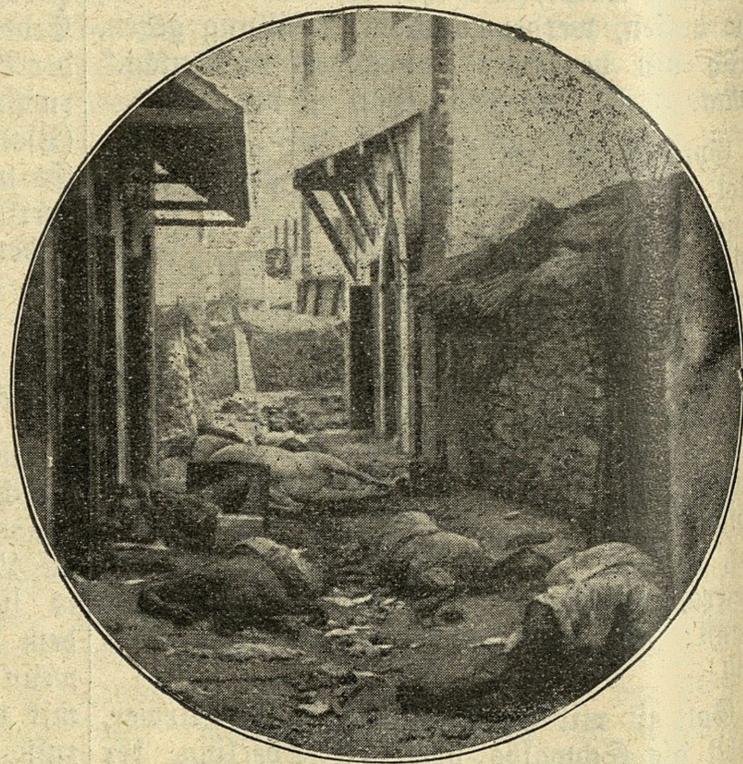
Das Fort von Casablanca vor der Beschießung.

Schilda und Krähwinkel. Sie konnten trotz allen Simulierens nicht herausfinden, was der Landesfürst unter der kleinen Erfrischung verstehe. Der Hausfrau des Schulzen aber leuchtete es ein. „Was seid ihr doch für Männer,“ — sprach eines Tages Frau Emerentia — „denkt ihr denn gar nicht daran, daß der Herr Kurfürst ein sehr dicker Herr zu sein geruhen, und daß alleweil die Hundstage sind? Der Herr Kurfürst wollen hier in Schwarzenborn ein wenig Abkühlung finden, daß Hochdieselben wieder frisch werden in der argen Hitze.“ „Richtig, so ist's!“ bestätigte hocherfreut der eheliche Hausherr der so überaus klugen Frau Emerentia, „und nun weiß ich auch schon, wie das zu machen ist. Wir tun die große Feuerspritze heraus.“ Der Tag der landesherrlichen Ankunft war gekommen. Die ganze Stadtgemeinde war auf dem Marktplatz versammelt, woselbst im einzigen Gasthose des Städtchens das Absteigequartier für den Kurfürsten bereitet war. In einiger Entfernung von der Menschenmenge, mitten auf der Straße, stand wohl geladen und mit den kräftigsten Männern der Stadt zum baldigen Dienste besetzt, die große Feuerspritze, obenauf der Schulze, zum Kommando geschickt. „Aber das sage ich euch,“ ermahnte er zum zehntenmale die Spritzenmannschaft, „daß ihr nicht eher loslaßt, als bis ich kommandiere: Fertig! Los! Und daß ihr mir nur genau zielt!“ Endlich nach Stunden gespannten Harrens eilten atemlos die ausgestellten Posten heran, laut rufend: „Er kommt! Er kommt!“ Und er kam. Behaglich in die Rissen seines offenen Kutschwagens zurückgelehnt, seine Meerscham-pfeife rauchend und sich mit dem ihm gegenüber sitzenden Adjutanten in heiterer Stimmung

sich, wie einst zu Noa's Zeit, die Schleusen des Himmels aufgetan hätten, so ergoß sich, wohlgezielt, in doppeltem Strahl Wasserwoge auf Wasserwoge über das Haupt des nicht-ahnenden Kurfürsten; eine Sündflut im Kleinen. Die Kutsche glich im Handumdrehen einer bis zum Ueberlaufen angefüllten Badewanne; die erfrischende Abkühlung war eine gründliche. Vor Schrecken starr und unter dem Wasserschwalle fast erstickend, konnte der Kurfürst nur mit Mühe stöhnen: „Herum, Kutscher, herum!“ Wie ein Kreisel drehte sich die Kutsche und sauste davon, daß die Funken aus dem Pflaster stoben. Der Schulze rief: „Brav, ihr Männer! Von vornen hat er aenug, jetzt von hinten drauf.“ Das Volk aber schwenkte die Müzen und jubelte hinter dem fliehenden Landesherren her: „Hurrah, der Herr Kurfürst soll leben hoch, und noch einmal hoch und abermals hoch!“

Zu den Bildern über Casablanca.

Die gegenwärtigen Kämpfe in Marokko haben ihren Anfang damit genommen, daß marokkanische Rebellen Mordtaten gegen Europäer verübten und die Ruhe in den Handels- und Hafenplätzen störten. Daraufhin hat Frankreich, eigentlich ohne Notwendigkeit, die Hafenstadt Casablanca beschossen und schließlich Truppen gelandet, die seitdem mit räuberischen eingeborenen Stämmen im Kampfe liegen. Gleichzeitig liegt der Sultan Abdul Aziz mit seinem Bruder Muley Hafid im Kampfe, der sich zum Sultan hat ausgerufen



Eine Straße in Casablanca nach der Beschießung.

tigte sich seiner Frau erregende Herzzustände und er schickte in die nahe Apotheke, um ein niederschlagendes Pulver. Es geschah. Die Frau mischte sich selbst die Hälfte des Pulvers ins Wasser und trank es aus. Bald darauf bekam sie sehr heftige Schmerzen und starb nach wenigen Stunden. Sie hatte sich vergiftet. Der schlaftrunkene Apothekergehilfe

hatte sich vergriffen. Die Reisenden waren gegen Mitternacht angekommen, hatten kalte Zimmer angetroffen und weil die schnell geheizten Öfen nicht genug Wärme gaben, ließen die Reisenden, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen bringen. Sie waren aber eingeschlafen und wären sicher nicht mehr erwacht und im Kohlendunst erstickt, wenn der Bediente nicht geweckt hätte. Er fand sie bereits bewusstlos; die junge Frau war jedoch tot. Das wäre nicht geschehen, hätte der Kriegsrat die Bestellung der geheizten Zimmer ausführen lassen. Das so geschehene Unheil der Reisenden überdachte sich der Mann und seit dieser Zeit war er traurig und sein Mat gebrochen. Er sagte nicht mehr: „Was geht das mich an.“

den drei Mägden folgten ihrem Beispiele. Alle fünf Personen ließen sich für Jesum Christum in der späteren Zeit der Verfolgung willig verbrennen und erlangten so die Märtyrerkrone. Die hl. Ufra genießt hohe Verehrung im katholischen Volke.

Gewalt. Sie sind augenscheinlich mit heller Begeisterung bei der Sache und ein jeder tut sein bestes. Nicht auf das Wie und Was kommt es in der Kunst so genau an, sondern auf wahres Empfinden und wahren Ausdruck desselben. Man sagt, der große Künstler Paganini habe auf einem mit Saiten bespannten Holzschuh nicht minder gut spielen

Segenbringende Gäste.

Zur Zeit der Christenverfolgung unter der Regierung des Kaiser Diokletians kam der hl. Marzissus mit seinen Begleiter auf der Flucht nach Augsburg. Als sie in die Stadt kamen, fragten sie nach einem Nachtquartier. Man zeigte ihnen ein schönes, nobles Haus. Ufra, die Besitzerin, war Heidin und stand wegen ihres leichtsinnigen Lebenswandels in keinem guten Rufe. Das wußte der Bischof Marzissus als Fremder nicht und so ging er hin, um Nachtquartier zu nehmen. Als Ufra die Fremden sah, rath sie sofort wahr, daß sie Männer von Stande vor sich hatte, und ließ für sie sofort ein köstliches Abendmahl bereiten. Sie glaubte, die Männer kämen wie andere, der Sinnlichkeit zu fröhnen. Als Marzissus in den luxuriös ausgestatteten Speisesaal getreten war, betete er laut zu Tische, pries den Geber alles Guten und lobte den Schöpfer Himmels und der Erden. Ufra erstaunte, nie hatte sie so etwas gehört und gesehen; sie fragte nun, wer er sei, und als sie vernahm, er sei ein Bischof der Christen, war sie wie vom Donner gerührt. Glühend vor Scham fiel sie dem Heiligen zu Füßen und rief: „Herr, ich bin es nicht wert, daß du mein Haus betrittst, denn ich bin was sündhafteste Weib der Stadt.“ Der Bischof verkündigte ihr nun die Lehre des Heiles und bereitete ihr den Weg zum Christentum, das sie willig und gern annahm. Sie ließ sich taufen und auch ihre Mutter Hilaria samt



Ein Terzett.

Ein Terzett.

Ein Pikkolo, ein Dudelsack und eine Geige! Eine fidele Zusammenstellung, und ohne Noten spielen sie obendrein! Macht nichts, was sie zu Gehör bringen wollen, das haben sie in den Fingern und auch genug in der

können als auf der besten Violine. Ist das auch nur ein Witz, so liegt doch etwas wahres darin. Der Gottesmann Moses schlug Wasser aus dem harten Felsen, der echte Künstler drückt jedem Instrument, das er ertönen läßt, sein Wesen auf, mag das Instrument an sich auch ein noch so unzulängliches sein.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Rom. Der hl. Vater hat allen Gläubigen, welche bei der Erhebung der hl. Hostie während der Messe oder bei Auswendung der hl. Kommunion dieselbe mit einem Akte des Glaubens, der Ehrfurcht und Liebe anblicken und dabei die Worte sprechen: „Mein Herr und mein Gott!“ für jedesmal einen Ablass von 7 Jahren und 7 mal 40 Tagen verliehen. Wer es täglich verrichtet, kann hiefür wöchentlich einen vollkommenen Ablass gewinnen.

Missionsverein. Der Verein zur Verbreitung des hl. Glaubens (Gebetsapostolat) hatte im Jahre 1906 an Einnahmen und Rückständen aufzuweisen 6,522.922 Frks. Davon empfangen die Missionen in Europa 615.172 Frks., die Missionen in Asien 3,050.235 Frks., in Afrika 2,235.284 Frks., in Amerika 382.665 Frks., in Australien 652.470 Frks. Wie viele Seelen könnten aber noch in den ungeheuren heidnischen Gebieten gerettet werden, wenn noch mehr milde Gaben für das überaus verdienstliche Werk der Glaubensverbreitung gespendet würden.

Eine Lüge über Leo XIII. machte aus sächsisch-protestantischen Blättern auch in der österreichischen Lügenpresse kürzlich die Runde. Es wurde dem edlen Papst eine Tochter angeblich. Ueber die angebliche Tochter Leos XIII., die sich Franziska Nelly v. Pfähler nennt, liegen nunmehr die Aussagen vor, welche Fräulein Sophie Haldy, die langjährige Gesellschafterin der angeblichen Mutter der Pfähler, vor dem königl. Sächsischen Gemeinde-Waisenrat in Dresden zu Protokoll gab und eidlich beschwor. Sie ist die einzige Zeugin in der Sache, sie trat 1863, also sieben Jahre vor der Geburt der Franziska, in den Dienst der Fräulein Luise v. Pfähler und blieb in derselben Stellung bis zum Tode der Luise v. Pfähler (1899), deren vollkommenes Vertrauen sie genoß. Obschon sie in alle Angelegenheiten ihrer Herrin eingeweiht war und sogar deren Familienkorrespondenz besorgte, hat sie nie von einer Niederkunft der L. v. Pf. gehört. Erst drei Jahre nach dem Tode ihrer Herrin, Anfang 1902, erschien bei ihr eine Franziska Humbitsch von der sie nie etwas gehört hatte. Diese Humbitsch, welche sich auch von Nelly oder von Pfähler nannte, erzählte, sie sei die Erbin der Pfähler, sie stamme von dieser und einem bayerischen Könige ab; das sei ihr in die Seite gestempelt. Sie sei im Alter von 6—8 Wochen aufgefunden, dann 15 Jahre bei einem Oberförster gewesen, dann in ein Kloster geschickt worden, an das das Fräulein von Pfähler 60.000 Gulden gezahlt habe, dann von dort nach Dresden geflüchtet. Im Jahre 1899 habe ihr die Pfähler geschrieben, sie wolle sie als Erbin einsetzen. Nach dieser Erzählung wurde die Person von der Haldy für irrsinnig gehalten. Soweit das beschworene Protokoll der Fräulein Haldy. Wie der Zentral-Auskunftsstelle von anderer Seite mitgeteilt wird, soll die Humbitsch die Tochter eines Maurers sein und bereits unter Anklage des Betruges gestanden haben. Hätte

die Affäre vor 50 Jahren gespielt, dann wäre daraus möglicherweise eine kapitale Geschichtsklüge entstanden! Und die närrischen Aussagen einer solchen Schwindlerin, die einmal eine Königstochter, das anderemal eine Papsttochter sein will, nimmt die Judenpresse ernst und tischt das blöde Geschwätz dieser Närrin oder Betrügerin ihren Lesern auf, um einem großen verstorbenen Papste einen Schandfleck anzuhängen. Pui Schande über eine solche Schundpresse, die leider noch immer in vielen katholischen Familien zu deren Schande anzutreffen ist.

Oesterreich-Ungarn.

Parlamentarisches. Die im Feber in mehreren Kronländern, voran am 20. und 27. Feber für die Land- und Stadtbezirke Böhmens, beginnenden Landtagswahlen ziehen zwar jetzt das Hauptinteresse auf sich; aber es sind auch Parlaments- und Delegationsausschüsse in Tätigkeit. Der landwirtschaftliche Ausschuß unseres Abgeordneten-Hauses hielt vom 14.—16. Jänner wichtige Beratungen zumal über Hebung der Alp- und Weidewirtschaft (Abg. Povše) und Bodenentschuldung (Abgeordneter Dr. Schöpfer), was mit der Beseitigung der Lebensmittelteuerung zusammenhängt. Auf unserem österr. Grundbesitz lasten ja gegen 6000 Mill. Kronen Schulden, für die jährlich wohl 600 Mill. K (für Zinsen, Amortisierung, Verbücherung, Löschung, Hilfswechsel u.) aufzubringen sind. Im Budgetausschusse witterten am 28. Jänner die Abg. Malik, Wolf und Seitz gegen die wohl von einem jüdischen Hezblatt erfundene Notiz, Kaiser Franz Josef habe jüngst nach erfolgter Genesung von schwerer Erkrankung 1 Million dem Papste geschenkt; um diesen Betrag wollten die einen die Budgetsumme für den Allerhöchsten Hofstaat gekürzt, die Noten aber wollen immer den ganzen Titel abgelehnt haben. Als ob der Kaiser übrigens nicht auch aus Privatmitteln etwas schenken könnte! Aber es kam gleich die Nichtigstellung durch den Ministerpräsidenten Beck, daß die ganze Meldung über die Schenkung einer Million Lire erlogen sei! — Im ungarischen Delegationsausschusse sprach sich am 27. Jänner der Außenminister Frh. v. Aehrenthal über die durchweg friedlichen Beziehungen der Monarchie zum Auslande aus; bezüglich Marokkos verhalte sich Oesterreich-Ungarn reserviert, in Mazedonien solle die Türkei strammer Ordnung halten, mit Serbien sei nun endlich der Abschluß eines Handelsvertrages in Sicht.

Die Landtagswahl in Böhmen findet für die Landgemeindenbezirke am 20. Feber, für die Städtebezirke am 27. Feber statt. Von christlichsozialer Seite wurden bisher folgende Kandidaten aufgestellt: Für die Städtebezirke Trautenau, Braunau, Politz Herr Josef Tschiedel, Kaufmann in Georgswalde; für Hohenelbe, Arnau, Langenau Herr Josef Mähwald, Prokurist in Hohenelbe. Für den Landgemeindenbezirk Friedland Herr Franz Josef Killmann, Landwirt in Mildenau; für die Landgemeindenbezirke Schluckenau-

Hainpach Hr. Josef Böhr, Redakteur in Wernsdorf; für den Landgemeindenbezirk Trautenau, Arnau, Marschendorf, Schatzlar Hr. Franz Stephan, Bürgermeister in Freiheit, für den Landgemeindenbezirk Krumau, Kalsching, Oberplan Hr. Josef Stürzl, Landwirt in Hundshaberstift bei Dgfoldershaid; für den Landgemeindenbezirk Winterberg, Bergreichenstein, Hartmanitz Neuern Hr. Engelbert Matschiner, Gemeindevorsteher in Lidelhöfen b. Bergreichenstein; für den Landgemeindenbezirk Plan, Weseritz, Marienbad, Tepl Hr. Anton Tuschner, Mairerhofpächter in Girsch b. Weseritz. Letztere drei Kandidaten treten als christliche Agrarier auf. Weiters werden noch christlichsoziale Kandidaten aufgestellt werden für die Städte- und Industriebezirke Georgswalde, Königswalde, Filippsdorf; ferner für Schluckenau, Hainpach, Alt-Ehrenberg sowie für einige andere Städtebezirke.

Neue Statthalter für Schlesien und Mähren. Vom Kaiser ist am 27. Jänner der Landespräsident in Schlesien Dr. Karl Freiherr von Heindl von Udhynski zum Statthalter von Mähren und der Hofrat des Verwaltungsgerichtshofes Max Graf Coudenhove, der Bruder des Statthalters von Böhmen, zum Landespräsidenten in Schlesien ernannt worden.

Verschiedenes. In Salzburg starb am 17. Jänner der Großherzog Ferdinand IV. von Toskana 73 Jahre alt; er wurde feierlich in der Wiener Kaisergruft beigesetzt, wobei unter seinen Kindern selbstverständlich die beiden aus der Art geschlagenen (Geopold Wölfling und Louise Toselli) fehlten. — In Georgswalde siegten bei der Neuwahl der Stadtvertretung die Christlichsozialen im 3. Wahlkörper mit einer Majorität von 300 Stimmen (568 gegen 144—275). — Dr. Lueger ist wieder erkrankt; er soll zur Erholung neuerdings nach Lovrana reisen. — In Utsch starb am 22. Jänner der hochverdiente Dechant K. Lochschmidt, 62 J. — Der Kommandant des 2. Korps, kommandierender General in Wien, FZM. Fiedler wurde zum Generaltruppeninspektor ernannt. — In Ofen-Pest ereigneten sich am 23. Jänner wieder heftige Gasleitungs-Explosionen. — Im Wörthersee ist am 26. Jänner infolge waghalsigen Betretens der dünnen Eisdecke Dr. Franz Hock aus Villach ertrunken. — Als eine Frucht der eben in Wien abgehaltenen Enquete zur Reform der Mittelschulen wird unterm 25. Jänner gemeldet, daß schon heuer die Matura vereinfacht und die schriftliche Prüfung in Wegfall kommen solle. — In Böhmen haben Frauen, die 8 K Steuer zahlen, das Landtagswahlrecht direkt persönlich auszuüben.

Deutschland.

Kaiser Wilhelm II. beging am 27. Januar seinen 50. Geburtstag. — Der Kanzler Fürst Bülow erklärte sich schroff gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für den preußischen Landtag und setzte unter dem Proteste des Zentrums die neue ungerechte Enteignungsvorlage gegen die Polen durch, wobei ähnlich wie beim ganz

unfreiheitlichen Vereinsgesetz, die Freisinnigen wegen ihrer Blockpolitik nur matte Opposition betrieben.

Rußland.

In Rußland dauern die Schreckenstaten der Verbrecherbande, die sich mit dem Namen Revolutionäre deckt, immer noch fort. Auch zwischen der Regierung und der neuen Volksvertretung, der Duma, wills nicht recht stimmen. Die Regierung will die im Kriege mit Japan zugrunde gegangene Flotte wieder errichten und natürlich viel besser und stärker herrichten als die frühere. Dazu verlangt sie nun 2 Milliarden Rubel und das ist der Duma natürlich zu viel. Die Volksvertretung behauptet, Rußland würde durch solche Finanzpläne, das Geld müßte ja wohl alles wieder geborgt werden, ruiniert; so viele Schiffe brauche man nicht und hätte man sie erst, so wären keine Matrosen und Marine-soldaten da, sie zu bemannen. Die Duma dürste mit diesen Befürchtungen auch recht haben.

Marokko.

In Marokko geht es jetzt immer noch kunterbunt zu. Abdul Aziz, der bisherige Sultan hat sich schwer seiner Haut zu wehren. Sein Bruder Muley Hafid, der als Gegenkaiser auftritt, hat in letzter Zeit viel Anhang gefunden und den „heiligen Krieg“ gegen die Europäer verkündet. Die große Stadt Fez, die eine der beiden Hauptstädte des Landes, hat sich ebenfalls gegen den alten Sultan erklärt. Der französische General d'Amada hat kürzlich einem Truppenführer Muley Hafids eine Niederlage beigebracht und den wichtigen Platz Serrat besetzt. Bald darauf erlitt aber er selber eine Schlappe und mußte mit etwa 70 Toten und Verwundeten den eroberten Platz wieder aufgeben. Die Franzosen täten vielleicht besser daran, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Marokkos einzumischen. Es könnte dies leicht zu neuen Verwickelungen mit Deutschland und andern europäischen Mächten führen, die wegen ihres Handels Frankreich nicht zuviel Einfluß und Vorrechte in Marokko gewähren können.

Nordamerika.

Vor der gelben Gefahr herrscht in Nordamerika Besorgnis. Der Bundesoberichter Harlan, welcher für die Vergrößerung der jetzt kostspielig zu abschreckender Parade im Stillen Ozean segelnden Kriegsflotte ist, erklärte, er halte den Ausbruch eines Weltkonfliktes zwischen der kaukasischen und mongolischen Rasse für sicher; Japan allein, dessen Offiziere jetzt die chinesische Armee abrichten, vermöge 5 Millionen Soldaten zu stellen.

200 Personen im Theater verunglückt. In der Stadt Boherstown (Pennsylvanien) kam im Opernhaus während einer Kinematographenvorstellung durch eine Explosion Feuer aus. Es waren gegen 700 Personen, zumeist deutschprotestantische Kinder, anwesend. Furchtbare Schreckensszenen bot das rücksichtslose Niedertreten der Kinder durch flüchtende Erwachsene; manche Mütter fanden im Rauch durch Ersticken bei der Rettung ihrer Kinder den Tod. Einige kamen

beim verzweifeltsten Abspringen aus den Fenstern um. Den letzten Nachrichten zufolge zählt man 200 Tote und noch viele Verletzte. Der Materialschaden beträgt über 75.000 Dollars. — Am 26. Jänner war eine ungeheure Feuersbrunst in Baltimore, wo rasch große Häuserkomplexe in Brand gerieten. (Ebendort wurde 1904 ein Brandschaden von 350 Millionen Dollars ange richtet.) In Portland brannte am 25. Jänner das wertvolle Rathaus nieder.

Kleine Geschichten.

Der rechtschaffene Knabe.

„Mein Herr, haben Sie keinen Schiffsjungen nötig?“ so frug ein der Schule entwachsender Knabe den Kapitän eines englischen Hafens. „Einen solchen suche ich gerade,“ war die Antwort. „Lieber Herr,“ bat der Knabe, „dann nehmen Sie mich!“ — „Aber,“ fragte ihn der Herr weiter, „wo hast du deine Zeugnisse?“ — Der Knabe, der aus einem entlegenen Dorfe gekommen war, wo er seine Mutter verlassen, um etwas Geld zu verdienen, konnte keine vorzeigen. Johann, so hieß der Knabe, bedachte sich einen Augenblick, dann zog er ein Gebetbuch hervor und hielt die erste Seite dem Kapitän hin: „Wäre das nicht so viel als ein Zeugnis?“ Der Kapitän las: Geschenk an Johann Reinhold wegen seines guten Betragens in der Sonntagsschule.“ „Nun ja,“ sprach der Kapitän, auf das hin will ich dich nehmen.“ Johann trat als Schiffsjunge in den Dienst und bald war er auf der Fahrt nach Petersburg. Da erhob sich ein gewaltiger Sturm. Als trotz Anwendung aller Hilfsmittel alle auf dem Schiffe verzweifelt schienen, zog der Knabe sein Gebetbuch hervor, kniete nieder und betete laut um Rettung aus der Not. Bald folgten diesem Beispiele die andern Leute, und auch der Kapitän kniete nieder und betete mit. Und das Gebet drang durch die Wolken und fand Erhörung. Das Schiff kam glücklich in Petersburg an. „Johann,“ sagte der Kapitän, „der Tag, an dem ich dich auf mein Schiff nahm, war ein Glückstag für mich; denn durch dein Gebet sind wir wohl gerettet worden. Du hast heute einen freien Tag und kannst tun und lassen was dir beliebt.“ Johann benützte den Tag und durchwanderte die Stadt. Beim kaiserlichen Palaste, wo prachtvolle Hofwagen ab- und zufuhren, sah er etwas fallen, es war ein Armband. Er lief dem Wagen nach und rief wiederholt um Halt, aber er wurde nicht gehört. Der Kapitän bemühte sich, daß der Verlustträger des Armbandes aufgefunden wurde, und der redliche Finder erhielt 420 fl. Belohnung. Auf Anraten seines Herrn kaufte er Pelzwerk, das er in London um den doppelten Preis an den Mann brachte. Mit diesem Vermögen eilte er heim zu seiner armen Mutter, die im Armenhause Unterkunft gefunden hatte. Der Segen des Gebetes und der Ehrlichkeit halfen dem braven Knaben auch weiter vorwärts im Leben.

Gingedämmte Feuersgefahr.

Im Jahre 1709 war am 6. März in der kroatischen Stadt Warasdin ein gefährlicher Brand ausgebrochen. Es schien, als sollte

die ganze Stadt dem verheerenden Elemente zum Opfer fallen. Man arbeitete aus Leibeskräften und ergriff alle Rettungsmittel. Es war aber vergeblich. Da nahm der Jesuitenpater Melchior Dmersa seine Zuflucht zum hl. Altarssakramente. Er brachte es herbei, stellte sich mit demselben gerade dort gegen das Feuer, wo es am gefährlichsten wütete und die größte Gefahr zu besürchten war. In einem Augenblicke hatte sich die Glut gesenkt, so daß das Unheil sofort abgewendet war. Kein einziges Objekt erlitt einen weiteren Schaden. — In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geschah es, daß fast die ganze Stadt Passau niederbrannte, das Kollegium der Jesuiten aber blieb vollständig erhalten. Es hatte sich ein Priester des Kollegiums mit dem Allerheiligsten vor die Pforte gestellt und der Brand wurde von den Objekten abgehalten. — Es sind dies merkwürdige Geschehnisse, die ja niemand glauben muß, die man aber vernünftiger Weise auch nicht kurzer Hand abtun und hochmütig belächeln soll. Wunder sind möglich, weil ja Gott der Herr über die Naturkräfte ist, deren gesetzmäßiges Wirken ja von ihm herrührt und in die er auch wieder beliebig eingreifen kann und seine Wunder sind nicht gegen die Natur, sondern über dieselbe. Aber Gott hat dem Menschen vor allem Geistes- und Körperkräfte gegeben und befohlen, sich die Natur untertan zu machen, die von ihm in dieselbe gelegten Gesetze zu erforschen und durch Erkenntnis und Benützung ihn, den göttlichen Urheber, zu verherrlichen, der Menschheit aber zu nützen. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Das Wunder ist und bleibt ein ausnahmsweises, außergewöhnliches Eingreifen Gottes.

Gedankensplitter.

Der Eifer, der noch neu,
Braust wie ein junger Wein,
Je mehr er alt und klar,
Je stiller wird er sein.

* * *

Was du nicht weißt, das wolle nicht sagen,
Weißt du was halb, laß noch einmal fragen;
Weißt du was ganz, benütz' die Stund',
Bring's an den Mann auch voll und ganz.

* * *

Wehe dem, der seinen Zorn nicht meistern kann,
Er richtet hundertfältig Unglück an.

* * *

Wer's nicht versteht,
Den's nicht gerät.

* * *

Brännt' der Neid gleich dem Feuer,
Wär' das Holz nicht halb so teuer.

* * *

Wie groß der Erde Freude sei,
Die Furcht des Todes steht dabei.

* * *

Wie man wohl richtig
Sich selber ehrt? — —
Nimm dich nicht wichtig!
Aber halte dich wert!

* * *

Sei stumm im Geben,
Beredt im Nehmen.

* * *

Nichte Ohr und Sinn
Auf Gottes Lehre hin.

Missionswesen

Aus dem mittleren Afrika.

Auch die bekehrten Neger in Aequatorial-Afrika sind opferwillig für die Verbreitung des katholischen Glaubens; denn sie erkennen an sich und im Vergleiche zu den noch im Heidentum schmachtenden Landesgenossen den für hier und für's Jenseits hohen Wert und Vorzug des wahren Christentums. Wenn wir in die aufgestellten Klassen an unseren Kirch-türen, wie es am Dreikönigstage üblich ist, einige Heller- oder Nickelmünzen werfen, so sind dies für Missionsbedürfnisse in fremden Landen sehr angewandte Gaben. Nach dem kürzlich erschienenen Ausweis des Werkes der Glaubensverbreitung, welches neben dem so empfehlenswerten Kindheit Jesu-Verein und anderen mehr lokalen Missionsvereinen (Afrikaverein der deutschen Katholiken, Ludwigs-Verein, Peter Claver-Verein usw.) ein großes Werk geistiger und leiblicher Barmherzigkeit zugleich bedeutet, gingen i. J. 1906 hiefür 6,522.922 Franks ein, wovon 3,325.284 Franks nach Afrika flossen, woselbst auch die dortigen deutschen katholischen Missionen gut bedacht wurden.

„Mit berechtigtem Stolz kündigt Msgr. Streicher, Apostol. Vikar von Nord-Njansa, die Einführung des „Vereins der Glaubensverbreitung“ unter den Christen Ugandas an. „Seit 26 Jahren hatte ihnen dieser Verein 150 Missionäre gesandt und ihre Kirchen, Schulen und Spitäler mit regelmäßigen Geldbeiträgen unterstützt. Nun wollen auch sie ihrerseits dem Verein ihre Dankbarkeit beweisen, indem sie ihr Scherflein zur Ausbreitung des Glaubens beisteuern.“ Mit Ausnahme von etwa 30 wohlhabenderen Häuptlingen, von denen jeder 1000 Kaurimuscheln im Werte von 52 Cents beisteuerte, sind die übrigen Mitglieder meist ärmere Christen. Manche sparten sich das kleine Geldopfer vom eigenen Leibe ab, indem sie auf ein neues Baumwollstück, das sie etwas besser kleiden sollte, oder auf eine liebge-wordene Gewohnheit verzichteten. Eine brave, alte Christin versagte sich während zweier Wochen das Rauchen, um die dadurch ersparten vier Cents in die Vereinskasse zu legen. Auf diese Weise brachten die opferfreudigen Christen eine Jahressumme von 70 Dollars zusammen. Gewiß ein erbauliches Beispiel für die Katholiken anderer Länder!“

Die Zahl der Katholiken ist in Aequatorial-afrika nach dem letztjährigen Berichte von 111.429 auf 122.530 gestiegen, jene der Katechumenen (also der noch im Vorbereitungs-Unterrichte auf die hl. Taufe stehenden) von 196.969 auf 210.290, der Schulen von 275 auf 945, der Schüler von 12.000 auf 21.000. Erwachsene wurden dort im letzten Bericht-jahre 8461 getauft, ferner Heidenkinder in Todesgefahr 8449.

In Zentralafrika hat für die Hauptmission in Khartum Se. Majestät Kaiser Franz Josef I., deren Protektor, 10.000 K zur Erbauung einer Kirche gesandt, auch widmete er deren Zentralstation sein lebensgroßes Bildnis. Der apostolische Vikar Msgr. Geher

brachte hiefür den Dank zum Ausdruck. Aus jenem Gebiet sei hier noch folgende Mitteilung erwähnt. Die Station Kahango erhielt vom dortigen Sultan, der ebenfalls den Namen Kahango trägt, ein Stück Urwald zugewiesen. Die Missionäre führten die Ausrodung unter Beihilfe der Eingebornen durch und nun ist an Stelle der Wildnis ein hübsches Dorf, außerhalb dessen die Missionsstation mit Kirche, Missionshaus und Werkstätten und wird die Missionsarbeit schon fleißig betrieben. Diese kann auch hauptsächlich bei Kindheit und Jugend ihre Erfolge erzielen; mit den Erwachsenen, die im Heidentum zähe versumpft sind, war bisher nichts zu erreichen, als die Taufe einiger Sterbenden. Dafür ist die Schule gut besetzt, die Kinder zeigen sich geweckt und fleißig und konnte schon eine Anzahl derselben die heilige Taufe empfangen. Diese, sowie die Schar junger Burschen, fügen sich der strammen Hausordnung und leisten regelmäßige Arbeit in Hauswirtschaft, Garten und in Handwerken. Sie müssen den Grundstock einer Christengemeinde bilden.

Erziehungswesen.

Aus des lieben Gottes Arbeitsstübchen.

Von Paul Rosan.

Nachdruck verboten.

II. (Schluß.)

Es gibt viele Eltern, die ihren Kindern jede Laune jeden Wunsch erfüllen und sie mit Zärtlichkeit überschütten, auch dann, wenn diese Zärtlichkeit durchaus nicht am Platze ist. Man nennt das gemeinhin „Affenliebe“. Auf eine Frage an eine Frau „Wie können Sie Ihr Kind einen unreifen Apfel essen lassen?“ wurde mir die Antwort: „Ich weiß es wohl, es ist ungesund; aber ich kann ihm den gewünschten Apfel doch nicht wegnehmen.“

Eine Szene aus dem Zoologischen Garten in Hamburg kommt mir dabei in Erinnerung. Ich stand am Käfig der Affin und sah einer Affin zu, an deren Hals das Junge festgeklammert hing. Von Zeit zu Zeit löste sie es von ihrem Halse, setzte es auf den Boden, schwang sich ein paarmal im hohen Käfig von einer Stange zur andern, wie um sich Bewegung zu machen, und kehrte dann zu ihrem Jungen zurück, das sich dann jedesmal mit einem Freudenschrei an ihre Brust warf, um die Mutter fest zu umklammern. Einer dieser Ausflüge dauerte etwas lange. Dem kleinen Affchen, das verloren am Boden lauerte und nach allen Seiten blinzelte, um die Mutter zu erspähen, wurde von einem Zuschauer ein Stückchen Zucker gereicht. Begierig griff es danach und steckte es in den Mund. Da schwang sich ein alter, grämlicher Affe hinzu, nahm es ihm mit einem geschickten Griff aus dem kleinen Mund, broch das Stückchen Zucker sorgfältig, leckte dann bedächtig daran und schob es dann dem kleinen, verdutzt dreinsehenden Geschöpfchen wieder mit ernsthaftester Miene in den Mund, worauf er sich wieder zu seinen Genossen begab. Unbeschreiblich komisch war die kleine Szene, und doch gab sie mir zu ernsteren Gedanken

Anlaß: es schien, als ob der alte Affe aus angeborener instinktiver Fürsorge dem Jungen das Stückchen Zucker sicherlich weggenommen hätte, wenn er es für etwas Schädliches gehalten hätte. Das war also keine „Affenliebe“!

Und wie oft sieht der Beobachter des Tierlebens nicht ähnliche Fälle bei unseren Haustieren, wie z. B. die Katze ihre Jungen gleichsam ohrfeigt, um sie an den früheren Gehorsam zu gewöhnen. „Affenliebe“ scheint in der Natur also gar nicht so häufig vorzukommen. Um so mehr findet man bei Menschen, für die doch der denkende Verstand, nicht ein Instinkt, die Richtschnur zu geben hat, diese be vor, u. zw. in jedweder Form: „Lassen Sie doch Ihr Kindchen ruhig am Boden spielen, wenn Sie ein paar Stühle davor stellen, kann es nicht fort und spielt schon ganz hübsch allein.“ — „Ach, das kann es doch nicht, es will alleweil unterhalten sein.“ — Oder: „Warum gewöhnen Sie Ihr Kind denn nicht daran, abends von selbst einzuschlafen, statt daß Sie ihm noch eine Stunde lang vorsingen müssen?“ — „Es ist es nun schon einmal so gewöhnt und weint, wenn es allein liegen soll.“ — Oder: „Wie können Sie Ihrem Kinde die schweren, fetten Speisen geben?“ — „Ja, es will halt von allem haben, was es sieht, und schreit so lange, bis ich ihm davon gebe.“

Solche und ähnliche Redensarten kann man täglich hören, wenn man in schlichten Familien verkehrt. Bloß dort? Bei den Gebildeten kommen sie ebenso häufig vor, nur in etwas anderer Form. Hier mag ein Kind dies nicht, dort jenes nicht; hier ist es das nicht gewohnt, dort jenes nicht; hier darf die Mutter dies oder jenes nicht vor ihm tun, damit es nicht Lust bekommt, es nachzumachen, dort muß sie heimlich etwas fortzuschaffen, damit es das Kind nicht sieht und nicht danach verlangt.

Das ist „Affenliebe“, wie sie aber meines Wissens bloß bei Menschen vorkommt, die Liebe, die aus Bequemlichkeit und Schwäche, um dem geliebten Gegenstande nicht wehe zu tun, um seine Tränen nicht sehen zu müssen, ihm nichts versagen kann und ihm dadurch oft den größten Schaden an Leib und Seele zufügt. Und das sind gar nicht bloß leichtsinnige, gedankenlose Menschen, die so tun; ich habe schon gute, im übrigen ganz gewissenhafte, so unverantwortlich an Kindern handeln sehen.

Der liebe himmlische Vater sendet uns so viel Sonnenschein auf unsern Weg, läßt uns so viel Freudenblumen erwachsen, — leider oft unbeachtete, ja sogar verachtete — daß es einem irdischen Vater nicht schwer werden sollte, auch hierin dem himmlischen zu gleichen. Wie viel unschuldiger, täglicher kleiner Freuden gibt es für ein Kinderherz; wie leicht ist es, ihm Freude zu bereiten und es mit Lust zu erfüllen. Sagt nicht der liebe Heiland von den harten, selbstsüchtigen Menschen, daß selbst sie „ihren Kindern nicht Steine statt des Brotes geben“? Für einen Vater ist es süße Lust, des Kindes Freude zu sehen; und von Gott heißt es, auch er habe „Böhlgefallen“ an seinen Kindern. Aber

nur an denen, die wirklich seine Kinder sind und in liebendem, demütigem Gehorsam seine Wege gehen. Die andern erzieht er mit Liebe, oft strenge und unnachsichtlich, aber mit nimmer endender Geduld, bis auch sie gefunden haben, daß nur am Vaterherzen selige Ruhe ist, auch inmitten von Schmerz und Tränen.

Das ist es: „mit nimmer endender Geduld“. In dieser Geduld, die der wahren Liebe entspringt, kannst du deinem Kinde nur wehe tun im Hinblick auf sein wahres Wohl, dein Kind strafen aus Liebe, nicht im Zorn; um es zu bessern, nicht zu verbittern, ihm versagen, nicht um ihm zu nehmen, sondern um ihm zu geben, und hart sein, wenn es sein muß, eben weil dein ganzes Herz von weicher, selbstloser Liebe erfüllt ist.

So lernt auch dein Kind an dich „glauben“, deine Liebe ahnen, wo es sie am wenigsten sieht, und dich lieben, weil es in deiner Autorität die höhere Macht, die höher Güte und die höhere Liebe ahnt.

Gesundheitspflege.

Einige Gesundheitsregeln.

Mancher gute Mann kommt ums Leben und weiß nicht recht wie, und mancher guten Frau ergeht es ebenso. Mitten in der Blüte der Jahre erfaßt sie ein tückisches Uebel und wirft sie auf die Bahre. In den meisten derartigen Fällen kann man wohl mit Recht sagen: Hätten sie der Pflege ihrer Gesundheit mehr Beachtung geschenkt, so hätten sie noch viele viele Jahre sich des Lebens freuen und ihren Mitmenschen sich nützlich erweisen können. Gar oft kommt es vor, daß man von einem kleinen Unwohlsein befallen wird. Man beachtet es nicht viel, man setzt sich ferner den Erkältungen und andern Schädlichkeiten für die Gesundheit aus. Aus dem kleinen Uebel wird ein großes und oft genug holt sich der Tod dann eines zur Beute, das noch wer weiß wie lange fröhlich auf der schönen Gotteswelt hätte herumspazieren können. Wir möchten daher einem jeden dringend raten, auch bei leichtem Unwohlsein sein Augenmerk auf das Uebel zu richten und vor allem sich vorsichtig zu schonen. Und da gibt es auch drei Arzneimittel, die von gewaltiger Kraft sind; sie heißen: Wärme, Ruhe und Mäßigkeit. Man gönnt sich hübsch Ruhe, hält sich schön warm und ist recht mäßig im Essen und Trinken. Ein englischer Arzt hat behauptet, daß man auch mit der heftigsten Erkältung in 24 Stunden aufräumen kann, wenn man sich ins warme Bett zurückzieht und 1 oder 2 Tage wenig oder nichts ißt. — Im Winter und auch im Sommer soll man sich niemals mit dem Rücken gegen Tür oder Fenster setzen, auch wenn dieselben noch so gut geschlossen erscheinen, desgleichen niemals gegen eine kalte Wand. Hat man sich im Zimmer erhitzt, gehe man nicht unvermittelt ins kühle Freie. Gut ist's auch, zuvor das Gesicht wenigstens mit warmem Wasser zu waschen. — Sehr zu empfehlen, besonders für ältere Leute, ist es, einen warmen Flanell-Lappen auf dem Rücken unter der Kleidung zu tragen. Denn vom Rücken aus

nehmen die Erkältungen der Brustorgane sehr leicht ihren Anfang. Natürlich muß der Flanell über die Schulterblätter reichlich hinunterragen.

Wer sich noch die Mühe nimmt, jeden Morgen beim Aufstehen eine rasche Abwaschung des Körpers mit mäßig kaltem Wasser und dazu wöchentlich eine Waschung oder ein Bad mit Seife oder warmem Wasser zu machen, wird bald merken, wie wohl das der Gesundheit tut. Natürlich schadet es auch nichts, wenn man öfter einmal in der Woche badet.

Manchen sind solche Vorsichtsmaßregeln zuviel. Aber die kleine Mühe oder Unbequemlichkeit, die er scheut, wird ihm dann in leider nur allzu häufigen Fällen durch späteres dauerndes Siechtum oder gefährliche Erkrankungen in vielfacher Gestalt und Schwere auferlegt, und nicht selten muß er dem Rufe des Todes vorzeitig folgen, indessen er bei besserer Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit ein hohes Alter hätte erreichen können.

Noch ein Generalmittel der Gesundheit wollen wir zum Schlusse erwähnen, ohne das alle andern Mittel meist unwirksam bleiben. Es heißt: Ruhe des Gemüths und ein gutes Gewissen! Mensch ärgere dich nicht und sündige nicht! Ist der Geist gesund, so bleibt auch der Körper leichter munter und lebensfähig.

Für Haus und Küche.

Mehlsuppe mit Fleischbrühe. Man rührt die Suppe mit Mehl ein. Auf 1 Liter Suppe nimmt man 1½ bis 2 Eßlöffel mit Butter geröstetes Mehl, rührt es mit etwas kaltem Wasser glatt und quirlt dies an die kochende Fleischbrühe, wonach letztere gut aufkochen muß. Dann zieht mit Ei ab und gibt fein gewiegtes und gewürfeltes Fleisch, sowie auch in Butter geröstete Semmelscheiben dazu. Sehr angenehm schmeckt diese Suppe, wenn man statt Weizenmehl Hafermehl verwendet und etwas Maggi-Würze hinzutut.

Schöpfenschlegel auf Wildbretart. Von dem Schlegel löst man die Haut und das Fett rein ab, salzt und klopft ihn, bestreut ihn mit Kümmel und Wacholderbeeren und läßt ihn so zwei Tage stehen. Dann gießt man über den Schlegel eine Beize und läßt ihn mit dieser wieder 1 bis 2 Tage stehen, dann werden mit der Beize der Kümmel und die Lorbeerblätter „abgewaschen“, der Schlegel mit Rahm und Butter samt der Beize gebraten und tranchiert, mit dem dabei entstandenen Saft übergossen und mit beliebiger Beigabe serviert.

Schmorbraten. In 1 Kilo Weirindstück werden, nachdem es gut geklopft und gesalzen ist, mit kleinfingerdicken Speck gespickt. In einer tiefen Kasserolle läßt man dann 1 Löffel Bratenfett heiß werden, brät das Fleisch an beiden Seiten braun, bestreut es mit Pfeffer, gibt in Scheiben geschnittene Zwiebeln dazu und gießt einen Schöpflöffel Wasser daran, dann läßt man es zugedeckt, unter öfterem Nachgießen von ganz wenig Wasser 2½ Stunden gut dünsten.

Kartoffelknudeln mit Topfen. Lasse

einen halben Tag lang in einem Tuch die saure Milch ablaufen. 2 Kaffeetassen Topfen, 25 g Butter, rühre bis solche recht fein schaumig sind, dann menge 4 Tassen gefottene geriebene Kartoffeln, 1 Ei, Salz und 2 Eßlöffel Mehl darunter. Aus dieser Masse forme fingergroße Knudeln, welche in einer Pfanne, worin kochende Milch mit etwas Schmalz sich befindet, hellgelb braten.

Für den Landwirt.

Schädigung oder Vernichtung der Bäume durch Ameisen.

Im Hofe vor dem Hause betrachtete der Besitzer mit Behmut einen jungen, vordem üppigen Solaner-Birnbaum, der plötzlich gleichsam die Auszehrung bekommen zu haben schien; er gewann ein dürftiges, hageres Aussehen, die Blätter bleichten oder wurden gelblich. Man studierte über die Ursachen; der Boden war fruchtbar, es fehlte nicht an Feuchtigkeit, der Stamm war sonst gesund, kein Wurm, keine Raupen, keine Pilze waren zu entdecken. Nicht jeder hat viele Bäume, daß er das Eingehen leicht verschmerzen könnte. Mancher Baum mit guter tragfähiger Sorte, an sich schon ein kleines, achtenswertes Kapital darstellend, bildet aber vor den Fenstern, im kleinen Hofe oder Garten, eine wichtige Zierde und einen Lieblingsgegenstand, den man höchst ungerne vermisst. Ich sah mit dem Besitzer den jungen Baum mir länger an, und schließlich fiel uns als Ursache seiner Erkrankung der rege Verkehr von Ameisen auf, die zahlreich den Stamm auf- und abwärts kletterten. Und die Vorkehrungen gegen deren Besuch brachten wirksame Abhilfe. Dies wird auch in vielen anderen ähnlichen Fällen bestätigt, wie folgende nützliche Mitteilung des „Westd. Landwirt“ dartut: Die Ameise, als Sinnbild des Fleißes im allerbesten Rufe stehend, verdankt diesen vorwiegend der allgemeinen Unkenntnis über ihr eigentliches Tun und Treiben; denn der Fleiß der Ameise schlägt nur zu unserem Schaden aus. Wer einen Obstgarten anlegt, wird sich davon gar bald überzeugen können. Kaum ist ein Baum gepflanzt, und sucht festen Fuß zu fassen, so findet sich auch schon ein Heer von Ameisen ein, welche sich im lockeren Boden an den Wurzeln des jungen Baumes einnisten und so dessen Anwachsen verhindern. Dabei hat es aber noch lange nicht sein Bewenden! Sobald sich die ersten Blättchen am Bäumchen zeigen, sind auch schon die Ameisen bei der Hand und lassen sich die jungen Triebe schmecken. Blüht dann das Bäumchen in einigen Jahren, so machen sich die Ameisen über die Blütenknospen her, ja sogar die kleinen Früchte fressen sie an. Es ist klar, daß ihrem Bestörungswerk auf solche Weise viele Bäumchen zum Opfer fallen und nach und nach absterben. Gar viele gegen diese verhängnisvolle Tätigkeit der Ameisen angewandten Mittel, auch die Verwendung von Galle, haben versagt, ein sehr leicht anwendbares aber bietet sichere Hilfe: die Bestreichung des

Stammes der Bäumchen mit Kreide. Man überfährt die Bäume, auch die älteren, wenn es not tut, am Stamm an einer möglichst glatten Stelle mit Kreide, ebenso die Baumstämme unterhalb des Bandes. Den Ameisen gelingt es nämlich nicht, über die bekreidete Stelle hinwegzuklimmen, so oft sie es auch versuchen. Fallen sie nicht, wie betäubt, sofort herab, so können sie doch, wenn ihre Beinchen mit Kreidestaub beschwert sind, nicht mehr laufen und fallen ebenfalls ab, so daß die Bäumchen innerhalb weniger Tage von ihren Beinigern befreit sind, welche dann auch ihren Schlupfwinkel im lockeren Boden am Fuße der Bäumchen aufgeben, weil der Aufenthalt dort keinen Wert mehr für sie hat. Ebenso kann man die Ameisen aus Küchen, Speisekammern oder Wohnräumen dadurch vertreiben, daß man den Boden mit pulverisierter Kreide bestreut.

Gemeinnütziges.

Die Feige. Wenn der Fäner zu Ende geht, schmilzt der Aepfelvorrat. Neben Datteln und Orangen halten nun Feigen ihren Einzug. Es ist nicht nur der große Zuckergehalt der halbtrockenen Früchte (60—70%), sondern auch das feine Aroma dieser Südländerin, das sie zum Nachtische begehrenswert macht. Es ist die wohlthätige Wirkung auf die Verdauungstätigkeit infolge des mechanischen Reizes, den die zähe Haut dieser Frucht und besonders die kleinen Samenkörner ausüben.

Fett- und Schmutzflecke zu reinigen. In eine Untertasse voll heißen Wassers schüttet man etwas Benzin, taucht einen Schwamm in die Flüssigkeit und wäscht die Flecken damit aus. Besonders Fleischsaucen-Flecke in zarten Stoffen verschwinden, auf diese Art behandelt, sehr leicht.

Brunnen von Gasen zu reinigen. Man sollte keinen Arbeiter in einen Brunnen steigen lassen, bevor die Tiefe von Gasen befreit ist. Zu diesem Zwecke gießt man sprudelnd kochendes Wasser an den Brunnenwänden hinunter, der aufsteigende Wasserdampf zieht die Gase mit nach oben. Dann ist die Luft derart gereinigt, daß die Arbeiter unbesorgt hinunter steigen können.

Regenwürmer in Blumentöpfen tötet man, wenn die Blumentopferde ab und zu mit einer Lösung von Aloeextrakt in Wasser, etwa eine Messerspitze voll auf 1 Liter Wasser, begossen wird.

Um Edelreiser zu schneiden, sind Fäner und Feber die beste Zeit. Die Aufbewahrung der Reiser erfolgt am besten im kühlen Keller, wo sie in mit fruchtem Sand etwa 20 bis 25 Zentimeter hoch gefüllte Kisten gesteckt werden. Hat man in großen Massen Edelreiser aufzubewahren, so kann die Aufbewahrung auch auf Sandbetten im Keller erfolgen; endlich kann man Edelreiser auch während der oben erwähnten Zeit im Freien an Stellen, die von der Sonne geschützt sind, in eigens hierzu hergerichteten Betten aufbewahren. In je späterer Zeit man die Reiser zu Veredlungszwecken be-

nötigt, desto mehr Sorgfalt muß man auf die Aufbewahrung der Reiser verwenden, namentlich bei Birnen- und Kirschenedelreiser, welche so leicht austreiben. Aus diesem Grunde müssen Kirschenedelreiser auch am frühesten geschnitten werden, da ein ausge- triebenes Edelreis unbrauchbar ist.

Büchertisch.

Erstkommunikantenbüchlein von P. Ulrich Steindlberger Verlag Pöschelverein Linz, geb. 56 oder mit Bild 64 h, in Leder 1 K 60 h. — Das beliebte Erstkommunikantenbüchlein des bekannten Kinderschriftstellers, das bereits in vielen Tausend Exemplaren verbreitet ist, liegt wieder in neuer Auflage vor. Wir empfehlen das gediegene Büchlein für Erstkommunionkinder, denen es ein nützlicher Behelf sein wird, den schönsten Tag des Lebens würdig zu feiern.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher mit kleinem und großem Druck, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theater-Literatur etc. können jederzeit durch die Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf bezogen werden.

Buntes Allerlei.

Mitten drunter.

Ein Feldgeistlicher sah einer Revue zu, wobei tapfer kanoniert wurde. „Nun, Herr Vater,“ sagte nach beendetem Manöver der General zu ihm, „heute haben Sie sich wohl das höllische Feuer recht lebhaft vorstellen können!“ — „Ja,“ erwiderte der Geistliche, „das konnte ich um so besser, als ich Gew. Exzellenz mitten drunter sah!“

Pinself.

Bei einem Festessen saßen mehrere kath. Männer beisammen. Einer, dem das ein Gräuel war, konnte seine Bemerkung nicht unterdrücken und sagte: „Da sitzen ja die Schwarzen zusammen, wie die Farben im Tuschkasten!“ Darauf bemerkte einer der „Schwarzen“: „Ist's vielleicht gefällig, uns Gesellschaft zu leisten? Zu jedem Tuschkasten gehört bekanntlich auch ein — Pinself.“

Schuß, Hieb und Stich.

Daß in der Kriegszeit viel von Schlacht, Belagerung und Taten der Tapferkeit gesprochen wird, ist sehr natürlich. Ein Wirt unterhielt seine Gäste während des Krieges von nichts anderem, als Anekdoten aus dem Soldatenleben. „Um Vergebung“, frug ein Gast, „sind Sie denn selbst mit im Kriege gewesen?“ „Das zwar nicht,“ fiel ein anderer ihm ins Wort; „deswegen geht es bei ihm aber doch sehr kriegerisch zu; denn er selbst hat einen Schuß, seine Gäste haben in der Regel einen Hieb und seine Weine sehr oft einen Stich.“

Zur Geburtstagsfeier.

Um dem Herrn Papa eine ganz besondere Freude zu machen, hatten seine kleinen Sprößlinge von ihrem Taschen- und Sparkassengelde ihm einen wilden Schweinsskopf, eine seiner Lieblingsdelikatessen, zum Geschenk gemacht. Da aber notwendig auch eine sinnreiche Inschrift dieses zarten Präsent krönen sollte, so erschien dasselbe auf der Tafel mit den folgenden wohlgemeinten Worten, ge-

schrieben mit allem Aufwande von Schönheitsschreibkunst: „Bivat unser guter Vater!“

Frage und Antwort.

Welche Ähnlichkeit ist zwischen einem Schriftsteller, einem Arzte und einem Lumpensammler? Antwort: Sie leben alle drei von Fällen, nur mit dem Unterschiede, daß der Schriftsteller mit Einfällen, der Arzt mit Zufällen und der Lumpensammler mit Abfällen sein Brot verdient.

Grabchrift einer Bäuerin.

Hier schläft — und es sei Gott gedankt,
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt.
Ach, tretet leise, lieben Leut',
Sonst kommt's und gäbe neuen Streit.

Der Hintergrund.

Eine reiche Fleischselcherin saß bei einem Maler zum Porträtieren. Bereits eine Stunde war vergangen, als der Maler glaubte, der guten Frau eine Erholung gönnen zu müssen, und er sagte: „So, jetzt können Sie ausruhen, ich werde einstweilen den Hintergrund malen.“ — „Ach so“, entgegnete die Selcherin verschämt lichernd, „da muß ich mich wohl herumdrehen?“

Zum Vergnügen.

Jemand trat in ein Haus, wo eben der Hausherr beschäftigt war, auf einen kleinen Jungen tüchtig loszuhauen. Der Kleine sprang heulend und schreiend unter den barbarischen Schlägen das Zimmer entlang. „Ist das Euer Sohn?“ fragte der Fremde, „dem Ihr so weidlich zusprecht?“ — „D nein“, sagte der andere „es ist meines Bruders Sohn, er ist zum Vergnügen hier.“

Genau befolgt.

Schaffner: Die Karte bitte! Bauer: Ja, i hab' Kane! Schaffner: Wo fahren Sie hin? Bauer: I woaß net; i wollt' überhaupt net fahren. Schaffner: Ja, warum sind Sie denn eingestiegen? Bauer: Na, Sö hab'n ja selber vorhin mich mordsmäßig ang'schrien: Einsteigen! Einsteigen! Da bin i halt eing'stiegen.

Täuschung.

Zu einem als Grobian bekannten Wirte sagte ein Gast: „Nun sagen Sie mir auch, Ochsenwirt, Sie sind als Erzgrobian in der ganzen Gegend verschrien, und ich finde in Ihnen den artigsten Mann von der Welt.“ — Wirt: „Na, da müßt' ich doch auch viel zu tun haben, wenn ich jedem Esel, der hier 'mal 'n Schoppen trinkt, 'ne Grobheit sagen wollt!“

Ein großes Unglück.

„Sie haben doch den jungen, kräftigen, gesunden Fleischmuth gekannt?“ sagte Herr Geiger zu seinem Nachbar. „Jawohl, sehr gut,“ entgegnete dieser. — „Stellen Sie sich vor, gestern mittag, speisen wir noch zusammen, er war vollkommen wohl, bei gesundem Verstande und seiner Sinne völlig mächtig; aß mit Appetit, scherzte und lachte, wir trennten uns fröhlich, zwei Stunden darauf war er — verheiratet.“

Aus dem Militärleben.

Hauptmann: „Sie einjähriger Müller, wie ich merke, sind Sie ein ganz prächtiger junger Mann, wenn Sie nichts dagegen

haben, nehme ich Sie für den Rest Ihrer Dienstzeit als meinen Burschen an." — Der Einjährige entgegnete: "Herr Hauptmann mögen gnädigst die Bemerkung erlauben, daß ich für die Ehre recht sehr danken muß, da ich mir selbst zwei Burschen halte."

Dichterruhm.

Mit schwarzem Kreuz stand's im Zeitungsblatt — Der Nachruf war ungeheuer: Der Tod ohn' Erbarmen entriß uns hat Den großen Poeten, den Meier.

Erschütterte las mancher beim Abendbrot Es zwischen Schlackwurst und Käse: "Schau, schau — der große Meier ist tot! Jetzt wird's Zeit, daß ich was von ihm lese."

"Hör', Frau, machst Du morgen Dich auf den Weg,

Und führt Dir grade vorbei er, Geh' bitte, zur Leihbibliothek — Man muß jetzt was wissen vom Meier!"

Die Gattin mit ökonomischem Sinn — Die dachte gleich an die Espesen: "Im Nachruf steht ja doch alles drin! Was brauchst Du den Mann noch zu lesen?" (Fl. Bl.)

Ein triftiger Grund.

Ein Texaser Blatt erzählt von einem Farbigem, welcher zu 30 Tagen Gefängnis verurteilt worden war. "Dreißig Tage", rief der Verurteilte, "nennen Sie das Gerechtigkeit, meine Herren? Dreißig Tage gaben Sie mir für dasselbe Vergehen im vorigen Winter, wo doch die Tage bedeutend kürzer waren, als sie jetzt während der Hundstage sind." Der Gerichtshof sah die Richtigkeit dieses Einwurfs ein und milderte die Strafe auf zwanzig Tage herab."

Zeitgeschichten.

— **Der verlorene Trauring.** Beim Wurstmachen hatte ein Selchmeister, wie aus Brüssel berichtet wird, den Trauring vom Finger verloren. Dem Manne blieb nichts übrig, als seiner Kundschaft Mitteilung davon zu machen. Demjenigen, der den Ring seinem rechtmäßigen Verlierer wieder zustelle, wurde eine angemessene Belohnung verheißen. Infolgedessen gingen denn auch die "Ringwürst" und alle ihre Nachlieferungen weg, wie warme Semmeln. Endlich betrat ein junger Mann den Laden und teilte mit, daß er die Würst mit Verstand gegessen und dabei auf deren goldenen Boden gestoßen sei. Lächelnd überreichte er dem über seinen wiedergefundenen Ring, die guten Geschäfte der letzten drei Tage und die menschliche Ehrlichkeit hocherfreuten Meister das verloren gegangene Objekt. Eine Belohnung in klingender Münze lehnte er entschieden ab, aber der ehrliche Finder kam doch recht billig zu einem runden Schinken.

— **In der Oper.** In New-Yorker Opernhäusern gibt es immer noch Leute, die noch nicht wissen, daß eine Overture oder ein Vorspiel einen organischen Bestandteil der Oper bildet — sie halten es für eine melodische Begleitung zur Plauderei mit dem Nachbar oder der Nachbarin. Wie ungeniert während des zartesten Orchesterspiels oft geplaudert wird, weiß man jenseits des Ozeans

schon, aber bei der letzten Vorstellung des "Lohengrin", als der Kapellmeister gerade das Vorspiel der Oper klar und überzeugend herausbrachte, scheint es doch alle Grenzen überschritten zu haben. Zwei Damen im Parterre waren es namentlich, die den Unwillen durch überlautes Reden und Lachen auf sich lenkten. Ein Herr hat die Damen freundlichst, ein wenig leiser zu reden. Gereizt ertönte es von den Lippen: "Was wollen Sie denn eigentlich? Der Vorhang ist ja noch nicht aufgegangen!"

— **Kälte in Paris.** Wenn schon die Reichen freren, tut es den Armen doppelt weh. Die Armen, die in Paris von dem Frostwetter überfallen wurden wie vom Dieb in der Nacht, leiden fürchterlich. Als dort jüngst plötzlich Kälte eintrat, gab es gleich in der ersten Nacht fünf Tote; seither hat sich die Zahl vermehrt. Zu Hunderten kommen abends die Unglücklichen zu den Asylen angetrabt, Männer, Weiber und Kinder. Manche hinken auf erfrorenen Füßen heran. Ganze Familien sind darunter, Familien mit fünf Kindern. Daß diese abnorme Kälte nicht nur auf die untersten, sondern auch auf die obersten Schichten der Gesellschaft eine absonderliche Wirkung ausübt, braucht kaum gesagt zu werden. Die Kaufleute jammern, daß ihre Waren leiden, die Eisenbahnen verspäten sich, Telegraphenlinien und Telephonverbindungen sind unterbrochen, neben den Klagen ertönt ringsum Husten und Niesen. 12 Grad Kälte! Seit dem Jahre 1894, als die letzte große Kälte in Paris herrschte, hat man das nicht mehr erlebt.

— **Der kleine Bittsteller.** Aus Berlin wurde unlängst folgendes gemeldet: Ein 13-jähriger verkrüppelter Knabe in Remscheid, Sohn einer Witwe, die mit mehreren Kindern gesegnet ist, hatte heimlich dem deutschen Kaiser eine Bittschrift übersendet, in welcher er den Monarchen um eine Violine ersuchte. Dieser Tage wurde die Mutter des Knaben auf das Rathaus bestellt, wo ihr mitgeteilt wurde, daß Kaiser Wilhelm ihrem Sohne eine Geige nebst 22 Mark habe schicken lassen und Vorsorge getroffen habe, daß der Knabe auf Kosten des Kaisers Violinunterricht genieße.

Der Neid.

Neid hat schon viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft angerichtet. Unter dem griechischen Kaiser Justinian I. diente der Feldherr Belisar, der manchen Sieg erfochten. Er war fast von allen geachtet und geehrt. Aber er besaß doch einige Neider am kaiserlichen Hofe, denen es gelang, dem treuen Diener des Kaisers bei seinem Herrn so zu verdächtigen und im Ansehen herabzusetzen, daß ihm die Augen ausgestochen wurden. Als Bettler wurde er hinausgestoßen, und er mußte auf der Straße die Vorübergehenden um Almosen ansprechen. Und er tat es mit den Worten: "Gebt eine Münze dem blinden Belisar, welchen sein Glück erhöht, fremder Neid aber um seine Augen gebracht hat."

Lustige Gde.

Abgeblitz. "Mein Fräulein, möchten Sie nicht die Sonne meines Lebens sein? — "Gewiß möchte ich das! Wie glücklich wäre ich, 20 Millionen Meilen von Ihnen entfernt zu sein!"

Die Ursache. Richter: "Ihr Geschäft?" — Angeklagter: "Dieb." — Richter: "Das ist ein schlechtes Geschäft." — Angeklagter: "Allerdings, aber das ist nur Ihre Schuld."

Ein Schwereußer. "Wie finden Sie meinen Mann, Herr Leutnant? — "Ihnen steht alles gut, Gnädigste!"

Boshaft. "Wer ist denn die Dame dort, die immer von Herren umringt ist? — "Soviel ich weiß — eine alleinstehende Witwe."

Berwandtes. Gefängnisdirektor: "..... Sie wollen also während Ihrer Strafzeit eine Beschäftigung! ... Was hatten Sie denn für einen Beruf?" — "Ich war Cellist in einem Orchester!" — "Nun, dann können Sie im Hof Holz sägen!"

Rätsel-Aufgaben.

Rebus.

A. B.

r r

r e r

r r

Quadraträtsel.

A. B.

R R R R Bindemittel
M M I I Ansehen
L H E E unzurechnungsfähig
E E E E Gewässer

Ziffernrätsel.

A. B.

- 1 7 8 8 9 Wolle
- 2 6 3 7 10 4 Insel
- 3 7 1 2 10 9 Schneemasse
- 4 7 10 8 9 Dichter
- 5 7 10 7 8 ungar. Landstrich
- 6 7 10 4 Grenze
- 7 5 9 10 4 Tageszeit
- 8 7 3 9 6 Münze
- 9 6 5 9 Nachfolger
- 10 7 8 8 9 6 10 Amphibien
- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 liefert der Jäger der Küche

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

1. (Rebus.)

Ein Anständiger verkehrt nur in guten Gasthäusern.

2. (Diamanträtsel.)

R

F A Ch

F E U E R

B A R B I E R

R A U B F I S - Ch E

B R E I S A Ch

R A S S E

A Ch E

E

3. (Silbenrätsel.)

Vielleicht.

Von den zahlreichen Rätsellösern erhielten durch das Los Preise: Lambert Becker, Embach (Salzburg); Vinzenz Moser, Kooperator, Gries (Tirol); Therese Klausner, Rammberg (N. Oesterr.)

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinen-, Elektro-, Papier-, An-
mobil-, Gas- und Wassertechnik.
Programm frei.

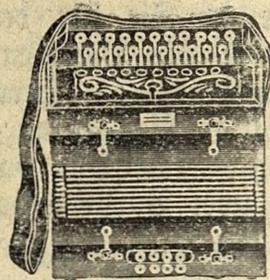
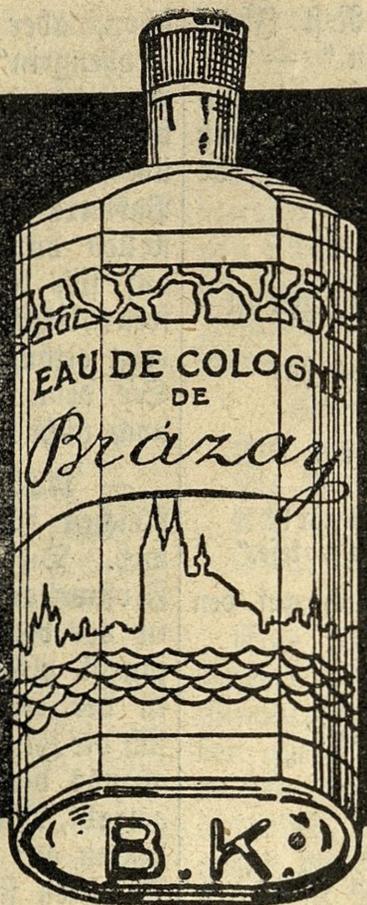
EAU DE COLOGNE DE BRÁZAY

Beliebtester und feinster Toilette-Artikel!

Wegen seines aussergewöhnlich feinen und vornehmen Duftes und erstklassigen Zusammensetzung alle anderen als Eau de Cologne bekannten Toilette-Artikel **übertreffend**. Intensiv riechend! **Erfrischend** und **kräftigend** (muskelstärkend). **Nervenberuhigend!** In Flaschen à —,50, 1.—, 2.— u. 4.— K.

Ueberall erhältlich, wo nicht, wende man sich an

BRÁZAY, Wien, III/2, Löwengasse 2.



Zollfrei liefern
Wolf & Co.
Musikinstr. - Fabrik
Klingenthal,
Sachsen Nr. 811.

(Centrum der Harmonikafabrikat. mit über 7000 Arbeit.)
ihre bevorzugten

Konzert-Zugharmonikas in über 150 Nummern, 1, 2, 3 und 4reihige schon von K 3-50 an. 2chörig m. Doppelbälgen, Metallschutzdecken und prächtigem Orgelton schon von K 5- an. Wiener Modelle mit wunderbarer Tonfülle in solider Bauart von K 14- an. Zithern, Geigen, Gitarren und alle übrigen Musikinstrumente zu billigsten Preisen. Verlangen Sie unseren Prachtkatalog, 132 Seiten stark, mit bunten Illustrationen und ca. 300 Abbildungen umsonst.

Garantie: Zurücknahme — Geld retour.
Zahlr. amtlich beglaub. Anerkennungen.

Bettträssen.

Refreieung garantiert sofort. Ärztliche empf., glänzende Anerkennung. — Alter, Geschlecht angeben! Broschüre umsonst: Institut „Sanitas“, Velburg 307 Bayern.



Die Freude
jeder Hausfrau ist die
Dampfwaschmaschine

System „**Krauss**“

für jedes Haus, welche die Wäsche
in der halben Zeit
kocht und gründlich reinigt.

Mit Rücksicht auf die Schonung der
Wäsche sind **75%** Ersparnis nicht überschätzt.

Das Drehen kann ein Kind verrichten. Vorrätig bei

Bernh. Hähner, Chemnitz i. Sa.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Nervöse

Kopfschmerzen, Migräne, Magen
und Nervenleiden, Hüftschmerzen
Sichias ausheilbar. Verlangen Sie
Prospekt gratis.

F. M. Schneider in Meissen 11
(Sachsen), Nikolaisieg 8.

Sämtliche Gesetzbücher

zu beziehen von d. Buchhandlung
Ambr. Opitz,
Warnsdorf, Nordb.

Gute Existenz.

Junge Leute erhalten kostenlos aus-
führl. Prospekt der Landwirtschaftl.
Lehranstalt u. Lehrmolkerei, Braun-
schweig, Madamenweg 158. — Tau-
senden von Stellen besetzt. Dir.
Krause. In 15 Jahren über 2800
Schüler.

PROF. PAWLOW

bezeichnet

auf Grund präziser Forschungen den ge-
sunden Appetit als den mächtigsten Er-
reger der sekretorischen Magennerven. Ganz
hervorragend appetithebend, magenstärkend
und schmerzlindernd wirken die echten
Brady'schen Magentropfen. Dieselben
befördern die Funktionen des Verdauungs-
traktes, die Esslust, beheben die das kör-
perliche Wohlbefinden beeinträchtigenden Bläh-
ungen, übermäßige Säurebildung, Hartleibig-
keit, Magenschmerzen und sonstige Ver-
dauungsstörungen. — Zu haben in Apotheken.
C. Brady, Apotheker, Wien, I.,
Fleischmarkt 1/441, versendet 6 Flaschen um
K 5.—, 3 Doppelflaschen um K 4.50 franko.



C. Brady

HUSTENDEN

Kindern und Erwachsenen

verschreiben Aerzte mit bestem Erfolge

THYMOMEL SCILLAE

als ein schleimlösendes, schleimabsonderndes den Krampfhusten
milderndes und beruhigendes und die Atembeschwerden behebendes
und deren Anzahl verminderndes Mittel. — Hunderte von Aerzten
haben schon ihre Gutachten über die überraschende prompte
Wirkung des Thymomel Scillae bei Keuchhusten und anderen
Arten des Krampfhustens abgegeben.

Bitte Ihren Arzt zu befragen.

1 Flasche 2-20 K. Per Post franko bei Voraussendung von 2-90 K.
3 Flaschen bei Voraussendung von 7- K. 10 Flaschen bei
Voraussendung von 20- K.

Erzeugung und
Hauptdepot in **B. FRAGNER'S APOTHEKE**
k. k. Hoflieferanten Prag-III., Nr. 203.

Erhältlich in den meisten Apotheken.

Achtung auf den Namen des Präparates des
Erzeugers und die Schutzmarke.

